

Frauen in der Spanischen Revolution

Interview mit Vera Bianchi: „Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen“



Die Anarchistinnen Mercedes Comaposada Guillén, Lucía Sánchez Saornil und Amparo Poch y Gascón gehörten zu den Gründerinnen der Mujeres Libres. Bildquelle: Plakat der anarchosyndikalistischen, spanischen Gewerkschaft Confederación General del Trabajo (CGT) zum 80. Jahrestag der Gründung der Federación Nacional de Mujeres Libres, Madrid, September 2017. Montage: Bernd Drücke (GWR)

seite 1

Aus dem Inhalt:

Projekt A

Seite 4

Leihmutterchaft

Seite 5

Lateinamerika

Seite 8

150 Jahre Gandhi

Seite 11

Impressum

Verlag Graswurzelrevolution e.V., Guido Schmitt-Weg 4, 69126 Heidelberg. Tel.: 0162/6262058, Fax: 0421/6204569, buchverlag@graswurzel.net
Redaktion Graswurzelrevolution, Breul 43, 48143 Münster, Tel. 0251/48290-57, Fax: -32, redaktion@graswurzel.net
GWR Abo & Vertrieb, Vaubanallee 2, 79100 Freiburg, Tel.: 0761/21609407-0, Fax: -9, abo@graswurzel.net
www.graswurzel.net
V.i.S.d.P.: Bernd Drücke, c/o GWR-Red. Münster. Auflage: 5.000.

Bernd Drücke (GWR): Vera, du hast am 4. September 2019 auf Einladung von Graswurzelrevolution-Redaktion und AStA-Frauenreferat in der ESG Münster zum Thema „Mujeres Libres“ eine Veranstaltung gemacht. Du arbeitest in Hamburg an einer historischen Dissertation zum Thema „Anarchosyndikalistinnen. Die Mujeres Libres in Spanien und der Syndikalistische Frauenbund in Deutschland“ und hast Bücher über Frauen in der Spanischen Revolution publiziert: „Feministinnen in der Revolution“ 2003 im Unrast Verlag und „Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen“ als Herausgeberin im Mai 2019 im Verlag Edition AV. Was sind die Mujeres Libres?

Vera Bianchi: Mujeres Libres heißt „freie Frauen“. Das ist spanisch und es handelt sich dabei

um eine anarchosyndikalistische Frauengruppe, die sich kurz vor dem Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs gegründet hat, im

„Die Mujeres Libres sind ein super Beispiel dafür, dass es darum geht, die Bedürfnisse von Frauen ernst zu nehmen.“

April 1936. Der Spanische Bürgerkrieg ist am 18. Juli 1936 dadurch ausgebrochen, dass es einen rechten Putsch gab, den sogenannten franquistischen Putsch durch General Francisco Franco und seine Anhänger, die eine Militärdiktatur errichten wollten und in vielen Kasernen rebelliert haben, mit Hilfe des Deutschen Reichs. Der Spanische Bürgerkrieg sah dann so aus, dass sich in den nächsten

zweidreiviertel Jahren Spanien in eine republikanische und eine sogenannte franquistische Zone unterteilt hat. In der republika-

nischen Zone begann sofort am 18. Juli 1936 eine Soziale Revolution, das heißt die Menschen haben sich nicht nur gewehrt gegen diesen rechtsradikalen Putsch, sondern auch festgestellt, dass die kapitalistischen oder auch noch restlichen feudalistischen gesellschaftlichen Bedingungen nicht mehr dem entsprechen, wie sie gerne frei leben möchten. Sie haben dann den Kampf gegen diesen rechten

Putsch damit verbunden, dass sie gesagt haben, wir nehmen jetzt unser Leben und die Arbeitsbedingungen selber in die Hand. Sie haben ihre Betriebe kollektiviert. In diesem Rahmen haben auch diese anarchosyndikalistischen Frauen großen Zulauf bekommen. Sie haben aktiv gegen den Putsch gekämpft.

Bernd: Hans Magnus Enzensberger hat die Spanische Revolution 1936 treffend als „Kurzen Sommer der Anarchie“ beschrieben und auch ein bewegendes Buch unter diesem Titel publiziert. Was ist aus deiner Sicht Anarchie, was ist Anarchismus, was sind die Hintergründe des spanischen Anarchosyndikalismus?

Vera: Lustigerweise ist es genau dieses Buch, das mich als Teenager dazu bewogen hat, Geschichte zu studieren.

Fortsetzung nächste Seite

Vera Bianchi (Hg.): Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen, Edition AV, Bodenburg 2019, 230 Seiten, 17 Euro, ISBN 978-3-86841-221-5

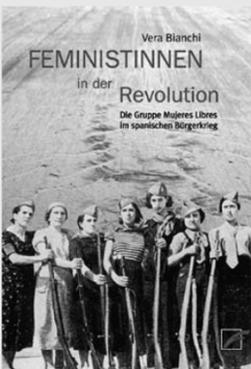
Vera Bianchi: Feministinnen in der Revolution. Die Gruppe Mujeres Libres im Spanischen Bürgerkrieg, Unrast Verlag, Münster 2003, 160 Seiten, 14 Euro, ISBN 978-3-89771-203-4



Zeichnungen: Clifford Harper

Vera Bianchi (Hg.): **Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen**, Edition AV, Bodenburg 2019, 230 Seiten, 17 Euro, ISBN 978-3-86841-221-5

Vera Bianchi: **Feministinnen in der Revolution. Die Gruppe Mujeres Libres im Spanischen Bürgerkrieg**, Unrast Verlag, Münster 2003, 160 Seiten, 14 Euro, ISBN 978-3-89771-203-4



seite 2

Fortsetzung von Buchseite 1

Frauen in der Spanischen Revolution

Mir war da auch schon klar, dass ich eine Arbeit schreiben möchte zum Spanischen Bürgerkrieg, weil dieses Buch einfach so brillant und mitreißend ist: „Der kurze Sommer der Anarchie“. Anarchie wird oft missverstanden als Chaos oder etwas Schlechtes, in dem keine Regeln gelten. Manche verbinden das auch mit dem Thema Gewalt. Das hat aber beides überhaupt nichts damit zu tun. Anarchie ist griechisch und heißt „ohne Herrschaft“. Es geht einfach um ein herrschaftsloses Miteinander. Oft, wenn ich über die Mujeres Libres spreche, heißt es: „Ja, die waren ja total gut organisiert, wie passt das denn, das sind doch Anarchistinnen?!“ Es stimmt nicht, dass Anarchismus etwas mit Organisationsfeindlichkeit zu tun hat. Die Anarchisten und Anarchistinnen sind oft sehr gut organisiert, aber eben herrschaftsfrei, also gleichberechtigt, basisdemokratisch. Und in dem Fall ist es so, dass die Arbeiterbewegungen in Spanien seit den 1860er Jahren nicht marxistisch oder sozialdemokratisch waren, so wie wir das aus Deutschland kennen, sondern die waren seit dieser Zeit anarchistisch dominiert. Das heißt, sie haben nicht an einen „sozialistischen“ Staatsapparat geglaubt oder darauf hin gearbeitet. Sie sind auch nicht davon ausgegangen, dass man staatliche Strukturen zu etwas Positivem wenden kann, sondern haben von Anfang an gesagt: „Wir arbeiten basisdemokratisch, also von unten herauf. Die Menschen selber entscheiden, wie sie leben wollen, dafür brauchen wir keinen Chef, der uns verrät, wie das besser geht.“ Und in diesem Rahmen gibt es die anarcho-syndikalistische Gewerkschaft CNT. Das ist die Confederación Nacional del Trabajo, die sich 1910 gegründet hat. Viele Mitglieder der Mujeres Libres und auch die Gründerinnen waren in dieser Gewerkschaft aktiv.

Bernd: Die CNT war 1936 mit bis zu zwei Millionen Mitgliedern bei einer Bevölkerungszahl von 23 Millionen die größte Gewerkschaft Spaniens und die weltweit größte anarchistische Organisation. Fast zehn Prozent der Bevölkerung waren damals in der CNT organisiert. Der Anarcho-syndikalismus war also 1936 in Spanien eine sehr starke gesellschaftliche Kraft. Das kommt in der herrschenden Geschichtsschreibung kaum vor, und wenn doch, dann werden die Anarchist*innen oft einfach als „Kommunisten“ bezeichnet. Die wenigsten wissen, dass es in Spanien 1936 eine Soziale Revolution gab, dass viele Spanier fast drei Jahre gegen den Faschismus gekämpft haben, der sich dann letztlich doch durchgesetzt [und bis Francos Tod 1975 gehalten] hat, mit Unterstützung von Nazi-Deutschland und dem faschistischen Italien. Anarchie und Anarchismus sind keine Themen, die in den Mainstream-Zeitungen vorkommen. Wenn



Kongress zum 80. Geburtstag der „Federación Mujeres Libres“ im September 2017 in Madrid.

Foto: Confederación General del Trabajo (CGT)

Mujeres Libres (Freie Frauen)

Die Gruppe Mujeres Libres unterstützte im Spanischen Bürgerkrieg (18.7.1936 – 1.4.1939) sowohl die republikanische Seite an der Front und im Hinterland als auch die Soziale Revolution gegen den Putsch der Franco-Faschisten.

In der revolutionären Situation in den republikanischen Gebieten schlossen sich seit Juli 1936 über 20.000 Frauen in mehr als 160 Ortsgruppen der Mujeres Libres zusammen. Neben der Herausgabe einer Zeitschrift arbeiteten sie in Bildungs- und Ausbildungskursen für Analphabetinnen und ungelernete Frauen und schufen Zentren zur Abschaffung der Prostitution. Die Mujeres Libres begriffen

sich als eigenständige Gruppe innerhalb der libertären Bewegung, wurden jedoch von den anderen drei anarchistischen Organisationen Spaniens, der anarcho-syndikalistischen Gewerkschaft CNT (Confederación Nacional del Trabajo), der FAI (Federación Anarquista Ibérica) und der Jugendorganisation FIJL (Juventudes Libertarias), nicht als gleichberechtigte Organisation anerkannt. Bei dem 2019 von Vera Bianchi im Verlag Edition AV herausgegebenen Buch „Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen“ handelt es sich um die Übersetzung eines 1999 auf Spanisch von ehemaligen Mujeres Libres-Mitgliedern herausgegebenen Sammelbandes.

doch, dann wird Anarchie meist als Zerrbild dargestellt, als Chaos und Terror. Wie bist du trotzdem auf das Thema gestoßen? Wie bist du mit anarchistischen Ideen und den Themen Mujeres Libres und Spanische Revolution in Berührung gekommen?

Vera: Ich hatte vorher auch nicht über Anarchismus nachgedacht. Bei mir kam das im Geschichtsunterricht überhaupt nicht vor, den Spanischen Bürgerkrieg gab es einfach nicht. Ich bin dann zufällig auf diesen schönen Band von Hans Magnus Enzensberger „Der kurze Sommer der Anarchie“ gestoßen. Danach war ich angefixt vom Spanischen Bürgerkrieg und hatte das Gefühl, das ist die historische Situation, die nach einer freien Gesellschaft aussieht, in der alle Menschen glücklich und zufrieden leben können und wo es nicht darum geht, sich nur hoch zu arbeiten, andere zu unterdrücken und dann schön zu leben, sondern dass wir gemeinsam mit den anderen Menschen zusammen in einer guten Gesellschaft leben. Mein Menschenbild ist positiv. Ich gehe davon aus, dass erstmal alle Menschen in Ruhe, friedlich mit den anderen Menschen leben wollen. Das liegt dem Anarchismus auch zu Grunde. Thomas Hobbes sagt: „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“, als wären wir alle nur auf den Kampf aus und möchten die anderen erniedrigen oder selber gewinnen. Das sehe ich nicht so. Anarchismus ist eine gesellschaftliche Idee, die davon ausgeht, dass die Menschen gut sind und etwas Gutes wollen, in Gemeinschaft leben wollen. Das kann mir sehr entgegen. Ich habe dann von George Orwell „Mein Katalonien“ gelesen. Das stand verrückterweise im Buchladen in Freiburg, in dem ich das als Teenager gekauft habe, unter „Reiseberichte“. Ich nehme an, da hat nie jemand in dem Buchladen mal reingeschaut.

leicht nicht ganz so unpassend war. Es war ja für Orwell schon auch eine Reise.

Vera: Aber Leute, die in den 1990ern reisen wollten, wollten wahrscheinlich nicht von George Orwell etwas über den Spa-

„Die Mujeres Libres konnten durch ihre kulturellen Angebote das patriarchale Rollenbild erschüttern.“

nischen Bürgerkrieg lesen. Das war das zweite Buch, das mich sehr fasziniert hat. Dann war mir klar, du musst nach dem Abi Geschichte studieren und eine Arbeit zum Spanischen Bürgerkrieg schreiben. Ich hatte immer noch gedacht, mein Interesse wäre das wirtschaftliche Projekt. Also, wie kann man diese Kollektivierungen hinkriegen? Es wurde ja in der Landwirtschaft kollektiviert, auch die Straßenbahnen von Barcelona wurden sofort 1936 von der CNT kollektiviert. Wie hat das funktioniert? Also, dass es niemanden mehr gibt, der bestimmt, sondern einfach die Menschen, die die Straßenbahnen fahren, haben auch darüber bestimmt, wann sie fahren, wer wann was macht. Wie kann sowas funktionieren? Wo wir doch alle gewohnt sind, dass es immer irgendjemanden gibt, der alleine die Entscheidung trifft. Als ich dann gegen Ende meines Magisterstudiums der Geschichte nach Madrid gefahren war, um dort in der Nationalbibliothek zu forschen, um die Ereignisse auf mich wirken zu lassen und zu gucken, wie ich über die Wirtschaftsform im Spanischen Bürgerkrieg etwas Gutes schreiben könnte, kam eine Freundin meiner Mitbewohnerin zu Besuch nach Madrid. Sie wollte unbedingt einen Frauenbuchladen aufsuchen. So habe ich einen rausgesucht, in dem wir rumstöberten. Und plötzlich hielt sie das Buch hoch von Mary Nash, einer US-Amerikanerin, die jetzt in Barcelona Professorin für Geschichte ist.

In deren Buch ging es um Frauen in der Revolution. Sie hatte alle republikanischen Frauenorganisationen untersucht und stellte das Ergebnis in diesem Buch vor. Da meinte dann die Freundin meiner Mitbewohnerin: „Du, das ist doch etwas für deine Magisterarbeit“. Zuerst habe ich nein gesagt, denn ich wollte ja etwas zur Wirtschaft schreiben. Ich bin dann ins Bett gegangen und lag die ganze Nacht wach. Am nächsten Morgen ging ich sofort in den Frauenbuchladen und habe das Buch gekauft, und auch das Erinnerungsbuch der Mujeres Libres „Luchadoras Libertarias“, was ich jetzt übersetzt und herausgegeben habe.

Bernd: In Spanien gab es 1936 massiven Widerstand gegen den faschistischen Putsch. Große Teile der Bevölkerung haben sich gegen die Putschisten gestimmt. In Barcelona wurden zum Beispiel Kasernen von der Bevölkerung belagert, es gab Barrikaden, eine Umwälzung von unten, den kurzen Sommer der Anarchie, den Enzensberger in seinem Roman beschreibt oder eben auch Abel Paz in seiner in der Edition Nautilus erschienenen Durruti-Biographie. Das sind Geschehnisse, die in der deutschen Gesellschaft kaum bekannt sind und in der Geschichtsschreibung selten vorkommen. Dabei war die Spanische Revolution auch eine große kulturelle Revolution. Vor 1936 waren die meisten Menschen in Spanien Analphabeten, durch die Revolution gab es plötzlich viele freie Schulen, wo Erwachsene und Kinder gelernt haben, nicht nur Lesen und Schreiben. Das waren kulturelle Errungenschaften. Du hast in deinem Vortrag auch erzählt, was die Mujeres Libres an kultureller Arbeit geleistet und welche Strukturen sie vorgefunden haben. Da war einerseits eine anarchistische Bewegung, die

auf ihre Fahnen geschrieben hat, dass sie eine herrschaftsfreie, libertär-sozialistische Gesellschaft schaffen will, die auf gegenseitiger Hilfe und freier Assoziation beruht, auf der anderen Seite diese machistischen, patriarchalischen Strukturen, wo die Männer das Sagen haben und die Frauen stark unterdrückt sind. Du hast die Entwicklung anschaulich dargestellt, z.B. auch anhand der Fahrschulen. Kannst du dazu etwas erzählen? Also, was die emanzipatorische Arbeit der Mujeres Libres kulturell bedeutet und wie sie die soziale Revolution mitgeprägt hat.

Vera: Kultur war ein wichtiger Begriff für die Mujeres Libres. Oft ist das mit Bildung auch gut übersetzt. Es ist eine Mischung, nicht wie heute, wenn wir denken: „Ich gehe ins Theater, das ist Kultur.“ Das war nicht gemeint bei den Mujeres Libres. Sondern, wie sie es nennen, „Kultur, um sich selber zu überwinden“. Also einfach, um mehr aus sich machen zu können. Die Zeitschrift „Mujeres Libres“, von der sie 13 Ausgaben zwischen 1936 und 1939 herausgegeben haben, hatte den Untertitel „Kultur und soziale Dokumentation“. Das war für sie auch ein Mittel, diese Zeitschrift diente der Bildung, Weiterbildung und dem Austausch untereinander. Sie hatten vor allem in Madrid, Barcelona und Valencia, wo ihre Kernpunkte waren, Institute Mujeres Libres, in denen Frauen jederzeit willkommen waren. Das mussten keine Anarchistinnen sein, das waren oft Arbeiterinnen, die vielleicht nur sechs Jahre zur Schule gegangen waren und dann ab dem Alter von zwölf Jahren im Betrieb gearbeitet hatten. In den Instituten konnten sie quasi nachholen, was ihnen durch die kurze Schulzeit verschlossen geblieben war. Eine Mujer Libre hat mal beschrieben: „Als wir aus der Schule rausgingen, konnten wir die vier Grundrechenarten und ein bisschen lesen und ein bisschen schreiben.“ Da konnten die Frauen sich also gegenseitig viel beibringen.

Fortsetzung nächste Seite

Roman Danyluk

BLUES DER STÄDTE

Die Bewegung 2. Juni - eine sozialrevolutionäre Geschichte
Ein Buch über die Stadtguerilla Bewegung 2. Juni, die von 1972 bis 1980 existierte. Als einzige der bewaffneten Gruppen hatte sie eine stabile Beziehung zur proletarischen Jugendszene und Subkultur.
Neben den Stärken und der subversiven Praxis werden auch die Schwächen und Fehler zur Diskussion gestellt.
Erstmals liegt eine systematische Darstellung der Bewegung 2. Juni vor - mit Kurzbiographien aller damals handelnden Personen.
ISBN 978-3-86841-226-0 | 548 Seiten | 20 Euro



Anzeige

Fortsetzung von vorheriger Seite

Frauen in der Spanischen Revolution



Vera Bianchi bei der Produktion der Radio-Graswurzelrevolution-Sendung, 5.9.2019.

Foto: Monika Kupczyk

gen. Die Mujeres Libres haben, wie du angesprochen hast, auch Fahrschulen organisiert. Es gab vorher nur sehr wenige Frauen, die einen Führerschein hatten. Dann haben sie in Madrid die erste Fahrschule nur für Frauen gegründet, in Barcelona gab es dann auch eine. Dort hatten sie Theorie- und Praxisunterricht und in einem der Texte in dem Buch „Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen“, das ich zusammen mit Renée Steenbock übersetzt habe, ist beschrieben, wie die Fahrgäste reagierten, als sie beim Einsteigen in die kollektivierte Straßenbahn sahen, dass eine Frau am Steuer der Straßenbahn saß. Manche reagierten mit Verwunderung und andere reagierten mit Panik, weil sie davon ausgingen: „Frau am Steuer, das kann nicht gut gehen!“

So konnten sie also durch ihre kulturellen Angebote, Bildungs- und auch Ausbildungsangebote, das patriarchale Rollenbild erschüttern und den Frauen neue Möglichkeiten geben. Die Gründerinnen der Mujeres Libres fanden ja innerhalb der anarchistischen Bewegung schon Sexismus vor, dann können wir uns vorstellen, wie außerhalb der anarchistischen Bewegung in der spanischen Gesellschaft noch viel mehr Sexismus, patriarchales Verhalten und Strukturen existierten. Die Idee der Mujeres Libres war ja zu keinem Zeitpunkt, eine immerwährende Frauenorganisation zu gründen, sondern sie wollten temporär, also für einen kurzen Zeitraum, einfach eine Frauenorganisation haben, um gegen diesen Sexismus ankämpfen zu können.

Bernd: Wie haben die CNT und die anderen anarchistischen

Organisationen auf die Frauenorganisation Mujeres Libres reagiert?

Vera: Das war gespalten. Einerseits waren eigentlich alle Mujeres Libres auch in anderen anarchistischen Organisationen aktiv, also in der CNT oder in den Jugendorganisationen, den Juventudes Libertarias. Das heißt, es gab schon personelle Zusammenarbeit. Es war auch so, dass die Mujeres Libres kein Geld hatten. Sie wurden also immer wieder von der CNT auch finanziell unterstützt. Es gab sogar mal einen halben Sekretariatsposten, der von der CNT bezahlt wurde. Sie konnten auch CNT-Räume nutzen, wenn sie selber keine eigenen Räume hatten für ein eigenes Gewerkschaftslokal. Es gab vor Ort auf einer geringen Basis schon Zusammenarbeit und Unterstützung. Aber was den Mujeres Libres sehr gefehlt hat, war die Anerkennung. Sie wollten der vierte Zweig der libertären Bewegung Spaniens sein. Sie wollten anerkannt werden als eigenständige und gleichwertige Gruppe, neben der Gewerkschaft CNT, der Jugendorganisation und der Anarchistischen Iberischen Föderation, der FAI. Diese Anerkennung wurde ihnen immer verweigert und als sie die offizielle Anerkennung dann auf einem Plenum der libertären Bewegung im Herbst 1938 beantragten, durften sie nicht einmal während der ganzen fünf Tage des Treffens anwesend sein. Nur an einem Tag durften sie ihre Bitte vorstellen und da hieß es dann: „Nein, ihr seid nicht genug vorbereitet und so schlecht organisiert, wie ihr seid, schadet ihr der libertären Bewegung.“ Das hat die Frau-

en getroffen, dass sie behandelt wurden, als seien sie Kleinkinder, die nur stören, das war sehr enttäuschend.

Bernd: Du hast im Vortrag auch die Positionen der Mujeres Libres zum Beispiel zur Prostitution beschrieben. Das ist auch heute interessant für die aktuelle Diskussion. Kannst du das bitte skizzieren?

Vera: In Spanien gab es seit 1931 ein Gesetz, wonach Prostituierte etwas Kriminelles und auch Unmoralisches machten und dafür bestraft werden konnten, während das Verhalten der Freier als einwandfrei und moralisch in Ordnung gesehen wurde. Die Mujeres Libres haben sich gegen diese gesellschaftliche Doppelmoral gewandt. In den 1920ern und 1930er Jahren waren viele spanische Arbeiterinnen so verarmt, dass sie zur Aufbesserung des Familienhaushalts gegen Ende des Monats Gelegenheitsprostitution nachgingen. Also aus ökonomischen Gründen dazu gezwungen wurden, sich zu prostituieren. Die Mujeres Libres haben das nie verurteilt, dass Frauen der Prostitution nachgehen, aber sie wollten dafür sorgen, dass nie wieder jemand aus ökonomischen Gründen dazu gezwungen wird. Deshalb haben sie im Sommer 1936 in Barcelona und Madrid das Projekt der Laboratorios de Prostitution gegründet, also Befreiungshäuser. Da konnten Prostituierte hinkommen und medizinische Versorgung bekommen, dann auch finanzielle Unterstützung. Es wurden aber auch beratende Gespräche geführt, falls eine Frau gesagt hat, ich möchte das lieber nicht

mehr machen und würde gerne eine andere Tätigkeit ausüben, um das Familieneinkommen aufzubessern. Dann wurde ihr das ermöglicht, und es gab auch die Möglichkeit, dort zu übernachten.

Bernd: Erzähle bitte, wie die Bücher entstanden sind?

Vera: „Feministinnen in der Revolution. Die Gruppe Mujeres Libres im Spanischen Bürgerkrieg“ ist die Magisterarbeit, die ich 2001 an der TU Dresden eingereicht und 2003 im Unrast Verlag Münster veröffentlicht habe. Ich habe diese Arbeit extra lesbar geschrieben, das heißt, man muss keine Historikerin sein, um das Buch zu verstehen. Nachdem ich 2005 eine Mujer Libre, Sara Berenguer, kennengelernt habe, die in Südfrankreich gelebt hat, haben wir beschlossen, dass ich das Erinnerungsbuch, das sie mit 13 anderen Frauen 1999 in Spanien veröffentlicht hat, auf Deutsch herausgebe. Das hat etwas gedauert, dann haben Renée Steenbock und ich zusammen das Buch übersetzt. Es ist nun im Verlag Edition AV erschienen und heißt „Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen“, das ist die direkte Übersetzung des Buches „Mujeres Libres. Luchadoras Libertarias“. In meiner Magisterarbeit erfährt man mehr über das Drumherum, aber in diesem übersetzten Buch hat man die Originaltexte, sowohl Texte aus dem Spanischen Bürgerkrieg als auch spätere Erinnerungen der Frauen. Das heißt, ihr könnt euch das als Zweierpack in der Buchhandlung eurer Wahl bestellen und lesen.

Bernd: In deinen Büchern finden sich viele Informationen, die auch heute für emanzipatorisch orientierte Menschen, insbesondere für Feminist*innen und Anarchist*innen, Anregungen sein können. Was können wir aus der Geschichte der Mujeres Libres lernen, was uns Richtung Emanzipation weiter bringt?

Vera: Manchmal wenden sich Leute an mich und fragen: „In meiner Gruppe sind überhaupt keine Frauen, was kann ich denn besser machen?“

Ich finde, da sind die Mujeres Libres ein super Beispiel dafür, dass es darum geht, die Bedürfnisse von Frauen auch ernst zu nehmen. Es kann nicht darum gehen, wie es bei den anderen Frauenorganisationen im Spanischen Bürgerkrieg war, dass man Frauen einfach nur als Mitglieder registriert oder dass man mehr Frauen hat, die die Männerwünsche unterstützen. Das ist nicht sinnvoll. Die Mujeres Libres zeigen, dass viele Frauen sich engagieren, wenn auch ihre Wünsche berücksichtigt werden. Und da denke ich, dass wir oft immer noch in traditionellen Rollen drinstecken. Oft ist es so, egal wie partnerschaftlich Beziehungen sind, sobald Kinder kommen, ist es schon so, die Frau arbeitet Teilzeit, sie kümmert sich um die Kinder, guckt, dass Essen da ist. Und wenn das Kind krank ist, aha, die Frau kriegt weniger Lohnausfall durch die Krankenkasse, dann bleibt natürlich die Frau zu Hause und der Mann bringt den Schotter ran. Ich finde, da ist es wichtig, dass auch auf diese Lebensbedingungen von Frauen heute eingegangen wird. Dann haben Frauen auch Lust, sich zu engagieren und kommen auch

in alternative Bewegungen. Das finde ich, zeigen sie deutlich. Es geht darum, dass wir gleichberechtigt zusammenarbeiten und für eine freie Gesellschaft eintreten. Und Bildung ist überhaupt das Allerwichtigste. Da kann ich ja sogar jetzt noch bezüglich der AfD-Wahlergebnisse in Sachsen und Brandenburg sagen: „Leute, geht euch bilden, dann kommt ihr nicht auf die Idee, dass Geflüchtete an eurem Elend schuld sind, sondern dann seht ihr, wo wirklich jemand ist, der ein freies, glückliches, erfülltes Miteinander verhindert.“

Interview: Bernd Drücke

Transkription: Julian Richter/Bernd Drücke

Radio Graswurzelrevolution-Sendung:

Diese Druckfassung ist eine überarbeitete Version eines Radio-Graswurzelrevolution-Interviews, das GWR-Redakteur Bernd Drücke am 5.9.2019 im Studio des Medienforum Münster mit Vera Bianchi (*1974) geführt hat. Die Sendung wird - inklusive Musik - am 27.10. von 20:05 Uhr bis 21 Uhr im Bürgerfunk auf Antenne Münster (95,4 Mhz.) ausgestrahlt. Sie ist im Livestream zu hören auf: www.antennemuenster.de. Zudem wird sie dauerhaft dokumentiert auf: <https://www.nrwision.de/mediathek/sendungen/radio-graswurzelrevolution/>

Literatur:

Vera Bianchi (Hg.): Mujeres Libres. Libertäre Kämpferinnen, Edition AV, Bodenburg 2019, 230 Seiten, 17 Euro, ISBN 978-3-86841-221-5
 Vera Bianchi: Feministinnen in der Revolution. Die Gruppe Mujeres Libres im Spanischen Bürgerkrieg, Unrast Verlag, Münster 2003, 160 Seiten, 14 Euro, ISBN 978-3-89771-203-4
 Hans Magnus Enzensberger: Der kurze Sommer der Anarchie - Buenaventura Durruti's Leben und Tod, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1977, 303 Seiten, 12 Euro, ISBN 978-3-518-36895-4
 George Orwell: Mein Katalonien. Bericht über den Spanischen Bürgerkrieg, Diogenes, Zürich 2012, 288 Seiten, 10,99 Euro, ISBN 978-3-257-60248-7
 Abel Paz: Durruti. Leben und Tod des spanischen Anarchisten. Biographie. Aus dem Spanischen übersetzt von Luis Bredlow, Edition Nautilus, Hamburg 1993, 736 Seiten, vergriffen, ISBN 978-3-89401-411-7
 Martin Baxmeyer: Amparo Poch y Gascón. Biographie und Erzählungen aus der Spanischen Revolution, Verlag Graswurzelrevolution, Heidelberg 2018, 152 Seiten, 13,90 Euro, ISBN 978-3-939045-33-5
 Bernd Drücke / Luz Kerkeling / Martin Baxmeyer (Hg.): Abel Paz und die Spanische Revolution, Verlag Edition AV, Frankfurt/M. 2004, 111 Seiten, 11 Euro, ISBN 978-3-939045-33-5
 Walther L. Bernecker: Anarchismus und Bürgerkrieg. Zur Geschichte der Sozialen Revolution in Spanien 1936-1939, Verlag Graswurzelrevolution, Heidelberg 2006, 392 Seiten, 24,80 Euro, ISBN 978-3-939045-03-9

Lesungen mit Vera Bianchi

19.10., 19 Uhr, Lange Lesenacht, Café ExZess, Leipziger Straße 91, Frankfurt/M.
 21:10 Uhr: Mujeres Libres. Infos: www.gegenbuchmesse.de/2019.html
 Hamburg, Anarchistische Perspektiven auf Wissenschaft (31.10.-3.11.2019)
 Uni Hamburg, Von-Melle-Park 1.11., 13 bis 15.30 Uhr, Workshop zu: Mujeres Libres - Libertäre Kämpferinnen.
 Programm demnächst auf: www.a-perspektiven.org



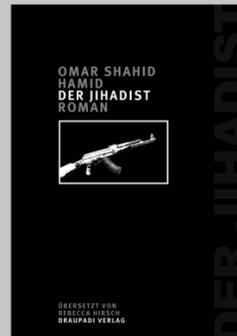
seite 3

Anzeige

Neuerscheinung im Draupadi Verlag

Omar Shahid Hamid

Der Jihadist
Roman



Ein spannender
Pakistan-Thriller

Scheich Ahmed Uzair Sufi gehört zu den gefährlichsten Männern Pakistans. Er ist ein führender Jihad-Kämpfer, der an nichts außer an grenzenlose Gewalt glaubt. Zwei Jahrzehnte früher hatte niemand eine solche Entwicklung erwartet. Damals besuchte er mit Eddy und Sana, seinen besten Freunden, die Schule. Während Eddy und Sana zum Studium nach Amerika gingen, nahm Ahmeds Leben eine gefährliche und unerwartete Wendung.

Der Autor, Omar Shahid Hamid, arbeitet 17 Jahre lang als Polizist in Pakistans größter Stadt Karachi. 2011 erschien sein Name auf einer von der Taliban veröffentlichten Todesliste. Daraufhin ging er für einige Jahre nach London, wo er drei Romane schrieb. 2016 kehrte Hamid wieder nach Pakistan zurück.

Ebenfalls 2016 erschien unter dem Titel „Der Gefangene“ die deutsche Übersetzung von Hamids erstem Roman. Dieses Werk erhielt mehr positive Besprechungen als alle anderen bisher im Draupadi Verlag erschienenen Publikationen.

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung oder direkt beim

Omar Shahid Hamid
Der Jihadist. Roman
Übersetzt von Rebecca Hirsch

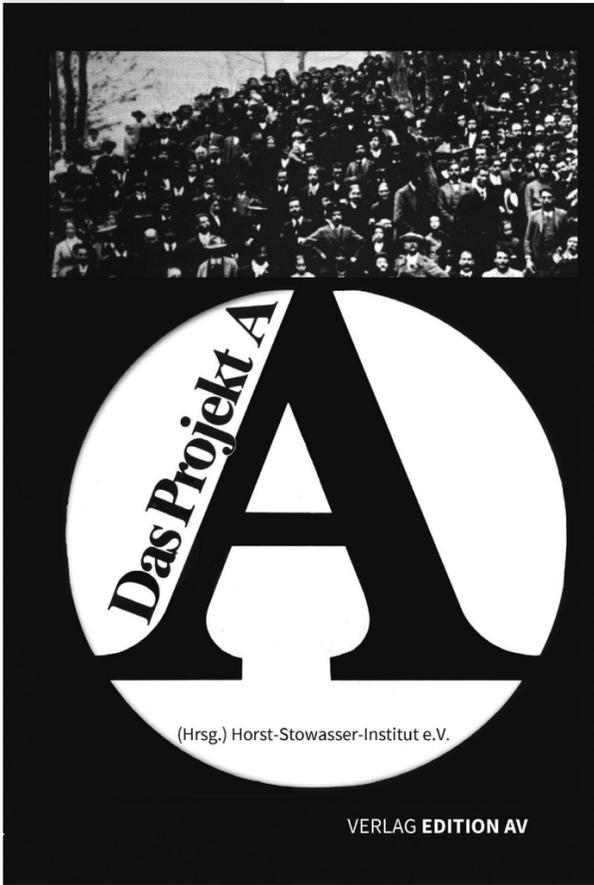
ISBN 978-3-945191-39-2
290 Seiten, 19,80 Euro

Draupadi Verlag
Dossenheimer Landstraße 103
69121 Heidelberg

Telefon 062 21 - 412 990
info@draupadi-verlag.de

Draupadi Verlag. Ein Verlag für Südasien. www.draupadi-verlag.de

Herrschaftsfrei leben – Projektanarchismus



(Hrsg.) Horst-Stowasser-Institut e.V.

VERLAG EDITION AV

1985 erschien „Das Projekt A“ von Horst Stowasser (1951-2009) als DIN-A4-Broschüre in kleiner Auflage. Es war nicht im Buchhandel zu bekommen, sondern wurde in nummerierten Exemplaren persönlich weitergegeben. Darin entfaltete der anarchistische Autor Ideen eines Projekts zur umfassenden gesellschaftlichen Veränderung, die seit einigen Jahren in bundesweiten Zusammenhängen diskutiert worden waren.

Die neu erschienene Ausgabe im Buchformat wird herausgegeben vom Horst-Stowasser-Institut. Der Verein pflegt Stowassers Vermächtnis, das AnArchiv, im Ökohof in Neustadt/Weinstraße, an dem Ort, an dem er gemeinsam mit vielen anderen die Ideen des Projektanarchismus umzusetzen versuchte.

Das Projekt A beschreibt die Idee, die Trennung zwischen Privatleben, Erwerbsarbeit und politischen Aktivitäten aufzuheben, und all diese Lebensbereiche kollektiv zu organisieren. Kernstück sind die „Doppelprojekte“: Eine Gruppe, deren Mitglieder auch zusammen wohnen, betreibt gemeinsam sowohl ein wirtschaftliches Unternehmen, als auch ein kulturelles, soziales oder politisches Projekt, das aus den Gewinnen des Unternehmens finanziert wird. Mehrere solcher Doppelprojekte

vernetzen sich und wirtschaften gemeinsam. Ausgangspunkt soll eine verschlafene, westdeutsche Kleinstadt sein. „In meinem Projekt geht es unter anderem darum, ein lustvolles Leben zu leben, ohne sich dessen zu schämen, ohne dass es auf Kosten anderer Menschen, der politischen Aktivitäten oder arroganter Ausbeutung anderer geschieht.“

An immer mehr Orten entstehen solche Projekte, bilden einen gemeinsamen Rat, und Schritt für Schritt weitet sich dieses neue, attraktive Lebensmodell aus. So wird aus dem Projekt A „ein dynamisches Konzept, eine Idee, die sich über das ganze Land – ja (bitte nicht lachen) über die ganze Welt ausbreiten kann. Soll!“

Im Vorwort schildert Michael Schläger vom AnArchiv das neue Interesse vor allem junger Leute am Projekt A. Viele möchten auch mehr darüber wissen, was aus den Umsetzungsversuchen Ende der 1980er bis in die 90er Jahre hinein geworden ist. Nach der vorliegenden, erweiterten Ausgabe des Projekt-A-Buchs von Horst Stowasser arbeitet der Verein „mit vielen Dabeigewesenen und Interessierten an einer kritischen Betrachtung des Neustadter WESPE-Projektes“ (Werk selbstverwalteter Projekte und Einrichtungen). Daraus

soll ebenfalls ein Buch werden, das bei Edition AV erscheinen wird.

Neben dem Ursprungstext von Horst Stowasser enthält der vorliegende Band eine Kurzdarstellung „Projekt A – Was ist das eigentlich?“ der Marburger Pro A-Gruppe von 1992. Darin wird die Geschichte der Idee dargestellt, die Grundgedanken in Kürze, sowie die ersten Umsetzungsversuche und deren Scheitern im hessischen Alsfeld und die hoffnungsvollen Entwicklungen in Neustadt/Weinstraße.

Ebenfalls 1992 verfasst wurde der zusätzlich beigefügte Text „Das Projekt A vorwärts und rückwärts“ von Horst Stowasser.

Er legt seine strategischen Überlegungen vor und entwirft weitsichtige Szenarien von weltweitem Bankencrash und „Massenflucht der Armen in die Länder der Reichen“. Dass es nicht bleiben kann, wie es ist, steht für ihn fest. Darum sei es notwendig, Strukturen aufzubauen, um den erwartbaren Erschütterungen nicht hilflos ausgesetzt zu sein, sondern reale Alternativen anbieten zu können.

Er betont, dass eine „Anarchie zum anfassen“ sich nicht in Nischen oder alternativen Inseln verbarrikadieren dürfe, sondern dass es darauf ankomme, sich zu vernetzen, nicht nur zwischen

alternativen Projekten, sondern auch mit der Nachbarschaft und mit Leuten, die ganz anders ticken – ohne jedoch die eigenen Prinzipien aufzugeben.

Das Buch enthält zusätzlich ein Faltblatt, das Stowasser 1993 verfasst und einer zweiten Auflage des Projekt A-Buchs aus 1992 beigefügt hatte. Darin reflektiert er die bis dahin gemachten Erfahrungen, die dazu führten, dass einiges, was im Buch konkret angedacht war, bereits 1992 „endgültig zu Grabe getragen“ wurde. Jedoch sei „der erste Beweis erbracht, dass das utopische Experiment möglich ist und gelingen kann“.

Dass es im Leben anders geht als in der Theorie, war Horst Stowasser immer klar, und er wies unermüdlich darauf hin, dass es nicht darum gehe, das im Buch Geschriebene nachzubauen, sondern verstand es als Idee und Denktendenz, die zum Selbermachen ermutigen sollte. Hauptsache es erstarrt nicht, bleibt herrschaftsfrei, autonom und schafft Strukturen, in denen jede und jeder Einzelne sich frei entfalten kann.

In diesem Sinne sind solche Utopien gerade heute wieder wichtig, darum ist das Buch genau im richtigen Moment neu erschienen.

Elisabeth Voß

seite 4

Über den Tag hinaus

Ekkehart Krippendorffs Theaterkritik im herrschaftsfreien Diskurs

Horst-Stowasser-Institut e.V. (Hrsg.): Horst Stowasser: Das Projekt A, bearbeitet von Michael Schläger, Verlag Edition AV, Bodenburg 2019, 248 Seiten, 18 Euro, ISBN 978-3-86841-221-6

Ekkehart Krippendorff: Über den Tag hinaus. Exemplarische Theaterkritik im herrschaftsfreien Diskurs, Verlag Graswurzelrevolution, Heidelberg 2019, 166 Seiten, 14,90 Euro, ISBN 978-3-939045-35-9

Ich bin keine Theaterkritikerin. Ich habe auch noch nie eine Rezension geschrieben. Ich bin Schauspielerin. Ich bin Regisseurin. Nun bin ich aber eingeladen worden eine Kritik zu dem 2019 erschienenen Buch „Über den Tag hinaus“ zu schreiben. Es enthält eine Sammlung exemplarischer Theaterkritiken im herrschaftsfreien Diskurs (so der Untertitel) über Aufführungen in Berliner Theatern zwischen 1995 und 2001, verfasst von dem 2018 verstorbenen

Ekkehart Krippendorff. Er war u.a. Politikwissenschaftler und wie ich während der mitreißenden Lektüre schnell feststellen konnte, leidenschaftlicher Theatergänger und Theaterkritiker - Kritiker. Vor allem war Krippendorff auch ein Liebhaber der großen genuinen Wunder, die gerade die kleinen Theater hervorzubringen in der Lage sind: „Hier sind die Graswurzeln, aus denen das Theater - auch und gerade in dürftigen Zeiten - sich immer wieder reproduziert; hier und nur hier beweist sich die Vitalität einer Gesellschaft einer Gesellschaft und ihrer theatralischen Kultur, nicht aber in jenen aufwändigen Produktionen, von denen jede mehr kostet als das Jahresbudget einer der kleinen Bühnen und von denen die Feuilletons dann am Tag danach modisch voll sind.“

Dieses Bekenntnis findet sich auf den ersten Seiten, nimmt mich sofort ein und ermutigt mich weiterzulesen und letztlich über dieses wegweisende Buch zu schreiben. Wandle ich doch selbst zwischen dem subventionierten, hierarchisch strukturierten institutionellen Theater und der freien Szene, den kleinen Bühnen hin und her. Völlig unterbezahlt steckt mein Herzblut doch gerade in diesen „Graswurzeln“, den freien Arbeiten an kleinen Bühnen, da sich dort außerhalb der hierarchischen Theaterinstitutionen, auf Augenhöhe, nicht entfremdete, leidenschaftsvolle Arbeiten mit Gleichgesinnten „im herrschaftsfreien Diskurs“ realisieren lassen.

Für mich ist die Aufgabe der Theaterkritik eine Aufführung nicht nur in meistliterarisierendem Vokabular zu belobigen, zu zerreißen oder schlichtweg zu bewerten, sondern nachhaltig, unverblümt und vielfarbig festzuhalten, was nach einer Aufführungsserie für immer verschwunden ist. Dazu braucht

es die Augen und Ohren eines kenntnisreichen, interessierten Betrachters, einer Betrachterin, die sich respektvoll und subjektiv der Materie nähern (es stehen schließlich Menschen auf der Bühne) und niemals objektivierend über das Gesehene hinweg schreiben.

Denn woran misst sich Kunst? Für mich ist Kunst nicht objektivierbar und ich freue mich, wenn in einer Kritik kenntlich gemacht ist, dass es sich um eine subjektive Sicht auf eine Arbeit handelt, denn es ist schließlich nur eine Stimme aus vielen ungehörten. Eine Theaterkritik hat Macht, dessen muss sich der Schreiber immer bewusst sein. Sie steht da, schwarz auf weiß, monumental, lange nachdem der Vorhang sich geschlossen hat. Vor allem ist sie monumental und brachial wirksam gerade für die kleinen Bühnen und Aufführungen, zu denen oftmals, wenn überhaupt, nur ein Schreiber kommt. Dann kann sie wahrhaft vernichten. Dessen ist Krippendorff sich bewußt und er nähert sich jenen Arbeiten genauso wertschätzend und kritisch wie Aufführungen der großen Bühnen. Ferner erweitert er meine Auffassung, was Theaterkritik leisten sollte, ungemein: Krippendorff sieht die Theaterkritik als theatergeschichtliche Chronik, die zu vermitteln hat zwischen Stück, dem Stückeschreiber, der Bühnenverwirklichung und dem Publikum, „dem prospektiven, so gut wie dem, das aus der Ferne zeitungslasend daran Anteil nehmen möchten, was sich woanders auf dem Theater tut“. Er setzt voraus, dass der Schreiber etwas über den Autor weiß, umfänglich die Umstände kennt, unter denen ein Stück entstanden ist, und dazu auch die Aufführungsgeschichte mit in den Blick nimmt. Hier sieht er die aktuelle Theaterkritik „schmählich“ versagen. Für ihn gibt sie hauptsächlich

Impressionen, Meinungen, Eindrücke in selbstgefälliger Formulierungsartistik wieder. Lediglich erfahre man mehr oder weniger, ob dem Rezensenten der Abend gefallen habe oder nicht. Sich selbst stellt er folgende Maxime, welche ich bei der Lektüre seiner Kritiken vollständig erfüllt sehe und welche seine Texte so greifbar machen, dass ich die Aufführungen lebendig vor mir sehe und wünsche, ich hätte die Möglichkeit sie selber nochmal zu sehen: „Das ist es, worum es in diesem Stück geht, das scheint der Autor gewollt zu haben, auf diese Probleme und Themen, Fragen und Antworten lässt Du, Publikum Dich ein, dieses sind die Anstrengungen, die Du wirst machen müssen, dies die Vergnügungen, die Dich erwarten, dies die Herausforderungen, denen Du Dich stellen musst, wenn Du in dieses Theater gehst...“ Neben Krippendorffs plastischer Schilderung und Reflexion des Gesehenen auf vielerlei Ebenen versteht er die politische Wirksamkeit und Kraft des Theaters zu beschwören. Es wird deutlich, dass Theater notwendig ist als politisches Korrektiv, als „lebensnotwendiger Luxus“. Krippendorff erinnert eindrücklich an die „Ur-Verwandtschaft“ zwischen Politik und Theater, wurzelnd in der griechischen Tragödie des 5. Jahrhunderts, in der im Gewande mythologischer Stoffe die eigenen Angelegenheiten bewusst gemacht wurden und zu selbstbestimmten Handeln anleiten sollten, nachdem die Bürger ihre Könige verjagt hatten.

Die früheste Selbstbewusstwerdung des Menschen, seine Weltwahrnehmung zeichnete sich aus durch die Suche nach dem Sinn unserer Existenz, letztlich aufgefangen und begriffen durch Spiritualität und Religiosität. Hierzu zitiert Krippendorff Vaclav Havel: „dass gerade die-



ses Bewusstsein auch der Ausgangspunkt oder die ursprüngliche Grundlage des Theaters ist (...) jedes auch nur zwei Stunden lange Stück vergegenwärtigt doch die gesamte Welt.“

Abschließend muss ich sagen, dass der Auftrag diese Zeilen zu schreiben, nachdem ich dieses theatergeschichtenreiche Buch haben lesen dürfen, mich wieder an den Ursprung erinnert, warum ich diesen oftmals brotlosen Beruf ergriffen habe und welche Maxime meiner Theaterarbeit zugrunde liegen sollte. Ferner denke ich, dass „Über den Tag hinaus“ eine Pflichtlektüre für jeden Theaterkritiker, nicht nur in der sogenannten Provinz, sein sollte, denn auch die namhaften Schreiber, die in namhaften Druckwerken, über namhafte Aufführungen berichteten, verschont Krippendorff nicht.

Carola v. Seckendorff

Carola v. Seckendorff ist seit 1996 Schauspielerin im Ensemble des Theater Münster. Gleichzeitig ist sie künstlerische Leiterin des freien Theaterlabels Freifrau und des „24h Stadtensembles“, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat Label- und Institutionsunabhängigkeit in kollektiver, unhierarchischer Arbeitsweise in wechselnden Besetzungen, ständig wachsender Synergien und Kooperationen zu brennenden Fragen, nicht nur unserer Stadt, künstlerischer Stellung zu beziehen.

Anzeige

mandelbaum verlag

RAUL ZELIK
DIE LINKE IM BASKENLAND
Eine Einführung
128 Seiten, 12,- Euro

DIE LINKE IM BASKENLAND

Eine Einführung von Raul Zelik

TITUS ENGELSCHALL, ELFRIEDE MÜLLER, KRUNOSLAV STOJAKOVIC
REVOLUTIONÄRE GEWALT
Ein Dilemma
300 Seiten, 20,- Euro

Titus Engelschall, Elfriede Müller, Krunoslav Stojakovic
REVOLUTIONÄRE GEWALT
Ein Dilemma

WERNER RÄTZ, DAGMAR PATERNOGA, JÖRG REINERS, GERNOT REIPEN (HG.)
DIGITALISIERUNG? GRUNDEINKOMMEN!
200 Seiten, 14,- Euro

DIGITALISIERUNG? GRUNDEINKOMMEN!

herausgegeben von Werner Rätz, Dagmar Paternoga, Jörg Reiners und Gernot Reipen

kritik & utopie

www.mandelbaum.at

Leihmutterschaft für alle!

Die Lage auf dem globalen Markt für bezahlte Schwangerschaften ist inzwischen maximal unübersichtlich. Die Rechtslage wandelt sich genauso permanent wie die Praxis. Aber obwohl sich das Thema direkt an der Schnittstelle zwischen Geschlechterdiskursen, sozialen Ungleichheiten, Rassismus und Globalisierung bewegt, spielt es bislang keine große Rolle, weder in der Linken noch im Feminismus.

Für Deutschland stimmt das noch einmal ganz besonders, weil hier die Gesetzeslage im internationalen Vergleich sehr restriktiv ist: Leihmutterschaft ist verboten, technologisch assistierte Befruchtung außerhalb des Körpers nur mit „eigenen“ Eizellen und Spermien des Paares erlaubt, was faktisch bedeutet, dass diese Art der Zeugung nur für heterosexuelle Paare möglich ist.

Alle anderen können aber im Ausland Hilfe finden, denn in vielen anderen Ländern ist die Gesetzeslage weniger restriktiv: In den USA ist Leihmutterschaft in manchen Bundesstaaten erlaubt und in anderen verboten, und viele Prominente gehen inzwischen offen damit um, dass sie Schwangerschaften gegen Bezahlung „outsourcen“. Wenn der Familienzuwachs dann da ist, wird in den glücklichen Instagram-Posts immer auch ausdrücklich der „Surrogate“, der Tragemutter, gedankt.

Manche Länder wie Indien, Thailand oder Mexiko hatten sich zu einem regelrechten Eldorado für reproduktionstechnologische Dienstleistungen entwickelt, inzwischen rudern die Regierungen allerdings wieder zurück. Ausländische Auftraggeber*innen werden entweder gar nicht mehr bedient, oder die Regeln werden wieder normativer, zum Beispiel indem homosexuelle Kunden ausgeschlossen werden.

In den 1980er und 1990er Jahren, als das Thema der künstlichen Befruchtung noch neu war, positionierte sich die Frauenbe-

wegung größtenteils kritisch. Die meisten Feministinnen sahen darin eine Ausbeutung von Frauen, zumal damals die gesundheitlichen Risiken einer Eizellentnahme auch noch deutlich gravierender waren als heute.

Inzwischen ist die Haltung nicht mehr so eindeutig. Analog zu Debatten um Sexarbeit wird auch beim Thema bezahlter Schwangerschaften die Tatsache berücksichtigt, dass Frauen, die die Dienstleistung „Schwangersein und Gebären“ verkaufen, rationale Akteurinnen sind, für die diese Art, zu Geld zu kommen, auch Vorteile hat. Zumal In-Vitro-Fertilisationen heute weit verbreitet sind. Zehntausende Kinder werden in Deutschland jedes Jahr auf diese Weise gezeugt. Gleichzeitig bleibt natürlich die Kritik an der kapitalistischen Verwertung der Gebärfähigkeit bestehen, wird auf die Gefahren einer zunehmenden Kommodifizierung von (weiblichen) Körpern verwiesen.

In dieses Patt stoßen seit einiger Zeit materialistische Feministinnen mit einem neuen Vorschlag vor: Sie wollen bezahlte Schwangerschaften als Arbeit verstehen und anerkannt wissen, damit die betreffenden Dienstleisterinnen sich organisieren und für ihre Rechte streiten können. Erst wenn über das Thema offen gesprochen und es auch in seiner ökonomischen Bedeutung erkannt ist, so ihr Argument, können die Fakten auf den Tisch kommen und feministische und linke Forderungen erhoben und durchgesetzt werden.

Vor einigen Jahren hat das Kollektiv „Kitchen Politics“ dazu den Sammelband „Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert“ herausgegeben (Edition Nautilus), jetzt geht die marxistisch-queerfeministische Autorin Sophie Lewis noch einen Schritt weiter. In ihrem aktuellen gleichnamigen Buch fordert sie: „Full Surrogacy Now“, also

Leihmutterschaft für alle.

Lewis sieht in den technologischen reproduktiven Fortschritten eine potenzielle Befreiung von Frauen – beziehungsweise von Menschen mit Uterus – aus der klassischen Familie mit ihren patriarchalen Engführungen. Wenn Schwangerschaften nicht mehr im Rahmen einer heteronormativen symbolischen Ordnung interpretiert werden, also als angeblich „natürliche“ Bestimmung bestimmter Menschen, dann könne Kinderkriegen, auch technologisch assistiert, zur Grundlage freier Gemeinschaften werden, argumentiert Lewis. Nicht nur würden Reproduktion und Sex voneinander getrennt, auch Reproduktion und Familiengründung müssten dann nicht mehr in eins fallen: Wer sagt eigentlich, dass jemand sich um Kinder kümmern muss, nur weil sie im eigenen Uterus herangewachsen sind?

Leihmutterschaft, so ihre These, könnte den Weg zur Zerstörung der bürgerlichen heteronormativen Familie ebnen, wenn sie der kapitalistischen Logik entzogen und die Rechte und Bedürfnisse der Tragemütter ins Zentrum politischer Auseinandersetzungen gestellt würde. Eine steile These, aber ein lesenswertes Buch, allein schon deshalb, weil Lewis ihren Aufschlag unterfüttert mit einem detaillierten Einblick in die aktuelle Praxis bezahlter Schwangerschaften und die Art und Weise ihrer Kommerzialisierung im globalen Markt.

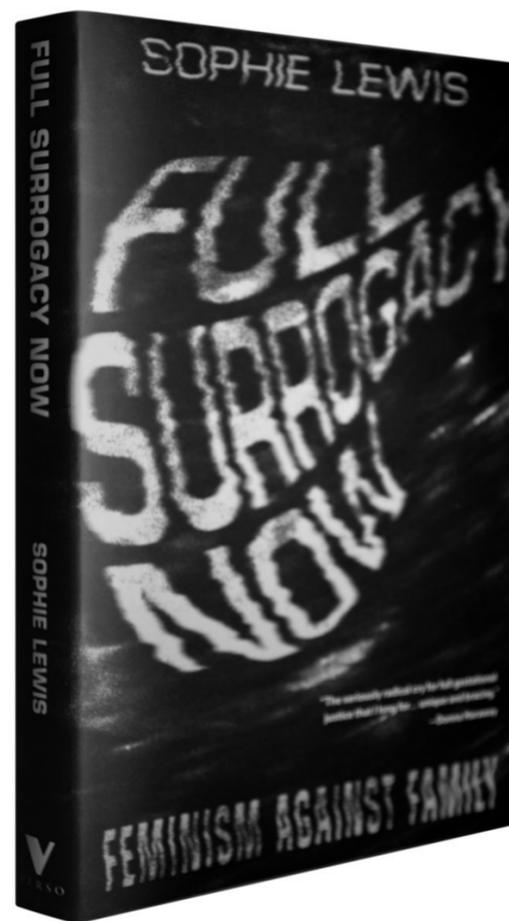
Lewis setzt sich vor allem kritisch mit der prinzipiellen feministischen Ablehnung von Leihmutterschaften der Bewegung „Stop Surrogacy Now“, die derzeit vor allem in den USA sehr aktiv ist. Dann nimmt sie aber ebenso kritisch die andere Seite unter die Lupe. Am Beispiel der indischen Ärztin Nayna Patel, die ihre Klinik als feministisches Eldorado bewirbt (https://www.youtube.com/watch?v=tv9KnJIV_dU). Lewis zeigt, dass bezahlte Schwangerschaften unter kapitalisti-

schen Bedingungen keineswegs ein Weg der Befreiung sind. Aber den Frauen, die auf diese Weise Geld verdienen, ist eben nicht mit moralischer Pauschalabwehr geholfen, sondern es müsste darum gehen, die Rahmenbedingungen ihrer Tätigkeit zu verbessern: Körperliche Autonomie auch während der Schwangerschaft, Bewegungsfreiheit und freie Wahl von ärztlicher Betreuung und Maßnahmen, und so weiter.

Schließlich geht es in dem Buch um die Frage, inwiefern „Kinder gebären für andere“ im Kontext einer queerfeministischen Utopie helfen kann, freie Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern zu befördern. Damit knüpft Lewis an alte feministische Theorien an, etwa an Shulamith Firestone, die sich schon 1970 in ihrem Buch „The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution“ (auf Deutsch: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution) von technologisch assistierten Reproduktion eine Befreiung von Frauen aus patriarchalen Verhältnissen erhofft hat.

Ihre Intervention ist wichtig, da die radikalfeministische Kritik an Reproduktionstechnologien häufig Gefahr läuft, das Schwangersein und Gebären zu erklären, das irgendwie kontaminiert wird, wenn es mit Profitinteressen oder auch nur rationalen, auch materiellen Abwägungen in Kontakt kommt. Andererseits hat aber bisher die Entwicklung von Reproduktionsdienstleistungen faktisch eher zur Bestärkung heteronormativer Familienbilder beigetragen: Sie hilft dabei, dass heute anders als früher fast jedes heterosexuelle Paar „eigene“ Kinder haben kann. Ob vom derzeitigen Boom der Leihmutterschaft noch etwas übrig bliebe, wenn man das Kommerzielle daraus abzieht, ist doch mehr als fraglich.

Was bleibt ist jedenfalls die Erkenntnis, dass eine Beurteilung von Reproduktionstechnologie nicht unabhängig von einer grö-



seite 5

ßeren Einbettung in ökonomische und soziale Verhältnisse möglich ist. Die Frage ist nicht, ob wir „dafür oder dagegen“ sind, sondern nach welchen Kategorien wir das beurteilen, unter welchen Voraussetzungen wir dafür und unter welchen wir dagegen sind. Die Beschäftigung mit Leihmutterschaft und der Versuch, sie anders und freier als heute zu gestalten, könnte ein Weg zu neuen Vorstellungen von Elternschaft und einer kollektiven Verantwortlichkeit für Kinder zu kommen, anstatt wie heute Elternschaft an die genetische DNA zu binden.

Antje Schrupp

Sophie A. Lewis: Full Surrogacy Now. Feminism against Family. Verso Books, New York/London 2019, 208 Seiten, 16,50 Euro, ISBN 9781786637291

Verlag Graswurzelrevolution



NEU
Lou Marin/Horst Blume
Gandhi
»Ich selbst bin Anarchist, aber von einer anderen Art«
Soeben erschienen

137 S. | zahlr. Abb. | 13,90 Euro
ISBN 978-3-939045-38-0

Mohandas Karamchand Gandhi (1869–1948) und seine gewaltfreien revolutionären Massenkampagnen in Indien gegen die britische Kolonialmacht sind noch immer ein emanzipatorischer Gegenpol zu gewaltverherrlichenden und kriegstreiberischen Tendenzen. In diesem Buch werden staatskritische und pro-anarchistische Stellungnahmen Gandhis in Texten aus drei Jahrzehnten dokumentiert. Anhand der aktuellen sozialen Bewegung für Landrechte wird gezeigt, dass die gewaltfrei-libertäre Tradition noch immer relevant für die Kämpfe von unten im heutigen Indien ist.



NEU
Rüdiger Haude/Thomas Wagner
Herrschaftsfreie Institutionen
Texte zur Stabilisierung staatsloser, egalitärer Gesellschaften

248 S. | 12 Abb. | 17,90 Euro
ISBN 978-3-939045-37-3

Haude und Wagner rufen in Erinnerung, dass es in der Geschichte und bis heute nicht-staatlich organisierte Gesellschaften in allen Erdteilen gibt, die egalitär sind. Sie existieren oft über mehrere Jahrzehnte hinweg und bilden ihre eigenen stabilisierenden, herrschaftsfreien Institutionen aus. Über diese Institutionen informiert das Buch anhand von praktischen Beispielen wie besonderer Haus- und Dorf-Architektur, ihrer Reproduktionsformen oder auch Alltagspraxen in Form von nivellierenden Spielen.

Unsere Veranstaltungen im Okt. und Nov.

- Buchvorstellungen mit Lou Marin**
Gandhi: »Ich selbst bin Anarchist, aber von einer anderen Art«
- **Mittwoch, 2.10.2019, 19.00 Uhr, Wien**
Internationaler Versöhnungsbund, Lederergasse 23/3/27, Wien
 - **Dienstag, 29.10.2019, 19.00 Uhr, Frankfurt am Main**
DFG-VK-Büro, Mühlgasse 13, Frankfurt
 - **Mittwoch, 30.10.2019, 19.30 Uhr, Wiesbaden**
Infoladen Wiesbaden, Blücherstraße 46, Wiesbaden
 - **Dienstag, 5.11.2019, 18.00 Uhr, Göttingen**
Haus der freien Altenarbeit, Am Goldgraben 14, Göttingen

- Buchvorstellung mit R. Haude und Th. Wagner**
Herrschaftsfreie Institutionen. Texte zur Stabilisierung staatsloser, egalitärer Gesellschaften
- **Freitag, 1.11.2019, 10.00 Uhr, Hamburg**
Campus der Uni Hamburg, Von-Melle-Park, Fachbereich Sozialökonomie, Hörsaal
Im Rahmen des Kongresses »Anarchistische Perspektiven auf Wissenschaft« 2019, Hamburg



Clara Wichmann
Vom revolutionären Elan
Beiträge zu Emanzipationsbewegungen 1917–1922
Mit einer biografischen Einleitung von Renate Brucker

180 S. | 14,90 Euro
ISBN 978-3-939045-36-6



Martin Baxmeyer
Amparo Poch y Gascón
Biographie und Erzählungen aus der spanischen Revolution

152 S. | 13,90 Euro
ISBN 978-3-939045-33-5



Lou Marin
Rirette Maitrejean
Attentatskritikerin, Anarchafeministin, Individualanarchistin

262 S. | 16,90 Euro
ISBN 978-3-939045-26-7



Wieder lieferbar
Leo Tolstoj, Clara Wichmann, Elisée Reclus, Magnus Schwantje u. a.
Das Schlachten beenden!
Zur Kritik der Gewalt an Tieren. Anarchistische, pazifistische, feministische und linkssozialistische Traditionen

192 S. | 14,90 Euro
ISBN 978-3-939045-13-7

Von München nach Mexiko

Das Leben des B. Traven zwischen zwei Revolutionen



seite 6

Simone Barrientos/Karsten Krampitz (Hrsg.): Der Feuerstuhl. Werk und Wirken des Schriftstellers B. Traven. Alibri Verlag, Aschaffenburg 2019, 239 Seiten, 16 Euro, ISBN 978-3-86569-302-2

„Kein Bild von mir“: Das machte der Autor, soeben erst entdeckt, zur Bedingung. Seine Texte sollten für ihn sprechen, Äußerlichkeiten nicht vom Inhalt ablenken. Das Gegenteil war der Fall. Von Beginn an schien die Biografie wichtiger zu sein als das Werk. An den Themen lag es nicht. Schon sein zweiter Roman, „Das Totenschiff“ behandelt eine immer noch aktuelle Frage: Wie kommen Menschen, in der Heimat verfolgt, ohne Papiere in ihr Wunschland? Gar nicht, lautet, damals wie heute, die Antwort; oft endet die Reise vor einem Grenzzaun oder auf dem Meeresgrund. Die Geschichte trägt, auch ohne allen Wirbel um ihren Urheber. B. Traven nannte sich der Autor. Es war nicht sein richtiger Name und nicht einmal sein erstes Pseudonym, wie sich später herausstellte. Doch so genau wollte es niemand wissen. Ein kapitalistischen Prinzipien verpflichteter Literaturbetrieb, stärker am Kommerz als an der Kunst orientiert, wie Traven argwöhnte, brauchte konsumfreudige Leser. Gerne half er,

ihm am 13. Juli 1925: „Soweit es mich betrifft, spüre ich in Ihrem Roman verwandten Geist und würde Sie darum als Mitarbeiter bei uns mit Freude begrüßen.“ Preczang schloss in „der Hoffnung, daß Sie bereit sind, uns zu helfen, ein wenig frische Luft und fröhliches Weltgefühl in die deutsche Literatur zu bringen“. Es war der Beginn einer für beide Seiten äußerst lukrativen Zusammenarbeit. 500 Mark hatte Traven vom Vorwärts bekommen und war damit recht zufrieden gewesen. Von der Büchergilde konnte er für den kompletten Roman das Siebenfache erwarten. Bald stiegen die Auflagen ins Märchenhafte: Allein „Das Totenschiff“ erreichte in den nächsten fünf Jahren die 100.000er Marke. Später wurden seine Werke in 40 Sprachen übersetzt, mit einer geschätzten Gesamtauflage von 30 Millionen Exemplaren. Die Anerkennung setzte sich in anderen Bereichen fort: „Der Schatz der Sierra Madre“, von John Huston verfilmt, gewann drei Oscars und spielte vier Millionen Dollar ein. Auch nach all diesen Erfolgen blieb die Person Travens ein Rätsel. Mit ein wenig gutem Willen seitens Schikowskis und Preczangs hätte es längst entschlüsselt sein können. Der Lösung ziemlich nahe war unterdessen Erich Mühsam gekommen. Er hatte „Das Totenschiff“ einem Vergleich mit Texten eines Mitstreiters aus der Münchner Räterepublik unterzogen und war zu dem Schluss gekommen, dass jener mit B. Traven identisch war: „Ret Marut, Genosse, Freund, Kampfgefährte, Mensch, melde dich“, forderte Mühsam, nachdem er sprachliche und stilistische Übereinstimmungen festgestellt hatte. Der Entartete zog es vor, dazu zu schweigen; selbst dann noch, als Oskar Maria Graf in seiner Sprach- und Stilanalyse zum gleichen Ergebnis gekommen war. Einige Gründe sprachen für Travens Geheimniskrämerei. Als er sich noch Ret Marut nannte, hatte er die anarchische Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“ fast im Alleingang betrieben und aus

einer linken Position die SPD kritisiert. Deren Anführern, allen voran Reichspräsident Friedrich Ebert und Reichswehrminister Gustav Noske, gab er eine Mitschuld am Scheitern der Räterepublik und ihrer blutigen Niederschlagung mit mehr als tausend Toten. Das Werk eines Ret Marut, der den Ideen Max Stirners anhing, „in jeder Partei-Zugehörigkeit eine Beschränkung meiner persönlichen Freiheit“ sah und zur Zerstörung der kapitalistischen Produktion samt ihres staatlichen Garantenauftrief, hätte kaum in ein sozialdemokratisches Blatt oder einen gewerkschaftsnahen Verlag gepasst. Zudem wurde Marut nach seiner Flucht aus München, als er in letzter Sekunde einem Erschießungskommando entkam, steckbrieflich gesucht. Seine fast fünf Jahre dauernde Flucht führte ihn über Köln, Antwerpen, Amsterdam, Kopenhagen und London (da wollte jemand alle Spuren verwischen) nach Mexiko, wo er sich zwei weitere Pseudonyme zulegte: Als Traven Torsvan meldete er sich bei den Behörden an, für Regisseur Huston war er Hal Croves, der den angeblich erkrankten Autor Traven bei den Dreharbeiten zum Sierra Madre-Film vertrat. „Warum Mexiko?“, ließe sich abschließend fragen. Eine mögliche Antwort liefert ein neuer Sammelband anlässlich Travens 50. Todestag. „Der Feuerstuhl“ lautet sein Titel, nach einem angeblich indigenen Ritual, das Traven im Roman „Regierung“ beschreibt: Künftig Herrschende müssen vor Antritt über glühenden Kohlen sitzen, um sich in Demut zu üben und mit diesem Bewusstsein auch später ihr Amt auszuüben. Mexiko, macht der Band klar, war für Traven kein vorübergehendes Ziel, kein Fluchtpunkt, sondern dauerhafte Bleibe. Das Land lieferte ihm anschauliche Beispiele für seine im Ziegelbrenner vorgebrachten Theorien. Nicht alle waren negativer Art. Travens Ziel, den Kapitalismus zu vernichten, war dasselbe geblieben, doch gab es positive Ansätze einer gerechteren Gesellschaft, die zu verfol-

gen sich eventuell lohnte. Auch in Mexiko hatte es, wie in Bayern und im Deutschen Reich, eine Revolution gegeben – mit anscheinend glücklicherem Ausgang. Als Traven in Tampico eintraf, übernahm mit Plutarco Elías Calles ein Präsident, der den Einfluss der katholischen Kirche ebenso wie den der internationalen Ölgesellschaften zurückdrängte, interventionistischen Bestrebungen der USA eine Absage erteilte und die Bewegung indigener Landloser gegen Großgrundbesitzer ebenso unterstützte wie die Industriearbeiter in ihrem Kampf um betriebliche Mitbestimmung. Klar, Traven wäre nicht Marut gewesen, hätte nicht bald die Kritik an den Zuständen und Verhältnissen überwogen. In Mexiko war die Revolution im Jahr nach Travens Ankunft offiziell beendet. Leider verschwanden auch die meisten Errungenschaften: Bald bildeten sich wieder Eliten heraus, die Produktionsverhältnisse blieben im Wesentlichen unangetastet, die Beteiligung der indigenen Bevölkerung an politischen Prozessen erschöpfte sich in der Rolle des Aushängeschildes einer nur auf dem Papier existierenden Emanzipation. Um mit Traven zu sprechen: Die Regierenden der PRI (Partei der Institutionalisierten Revolution, bis ins Jahr 2000 ununterbrochen am Ruder) hätten niemals eine Probe auf dem Feuerstuhl bestanden. Dennoch schien sich Traven in der neuen Heimat wohler zu fühlen als in der alten, die er nur noch einmal, zehn Jahre vor seinem Tod, kurz besuchte. Als er am 26. März 1969 starb, hatte Traven zwei Drittel seines Lebens in Mexiko verbracht. Es ist ein Verdienst des Sammelbands, diesen Weg aufzuzeichnen und ihn in Beziehung zu aktuellen Entwicklungen zu setzen, nicht nur in Mexiko, denn der Kapitalismus ist ein globales Übel. Travens Werke sucht man heute in den Buchläden vergeblich. Warum eigentlich? „Das Totenschiff“ oder „Regierung“ verdienen eine Lektüre.

Ralf Höller

Anzeige



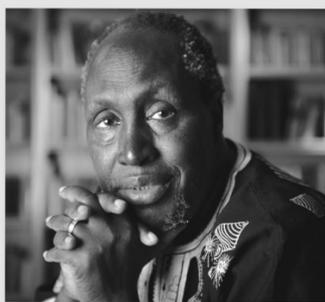
Jens Kastner
Die Linke und die Kunst
Ein Überblick
300 Seiten | 18 Euro
ISBN 978-3-89771-271-3

Einzigtages Grundlagenwerk: Der Stellenwert der Kunst in den wichtigsten Strömungen linker Theorie

Die Frage, welche Rolle die Kunst in gesellschaftlichen Prozessen spielt, zieht sich durch eine Vielzahl von Texten linker Theoretiker*innen. Welcher Stellenwert wird der Kunst in der Gesamtheit gesellschaftlicher Verhältnisse darin jeweils eingeräumt? Ist sie Teil emanzipatorischer Veränderungen oder steht sie ihnen im Weg? Kenntnisreich präsentiert Jens Kastner die unterschiedlichen Positionen zur Kunst in den wichtigsten Strömungen linker Theorie. Diese Zusammenschau macht deutlich, dass innerhalb linker Theorie der Stellenwert der Kunst für die gesellschaftliche Transformation und Reproduktion gemeinhin sehr hoch angesetzt wird und die Hoffnungen auf emanzipatorische Effekte durch und mit Kunst erstaunlich groß sind.

»Der Stellenwert der Kunst für gesellschaftliche Transformation wie auch Reproduktion wird in linker Theorie, da wo die Kunst auftaucht, gemeinhin sehr hoch angesetzt.« – Jens Kastner

UNRAST – Neuerscheinungen



Ngugi wa Thiong'o erhält den Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis 2019

Ngugi wa Thiong'o gilt als eine der wichtigsten Stimmen der Literatur aus Afrika, seine im Sammelband *Dekolonisierung des Denkens* (Unrast Verlag, 2018) versammelten Essays bestimmen bis heute die Diskussion über die fortbestehenden Folgen der Kolonisierung Afrikas.

»Mit Ngugi wa Thiong'o zeichnen wir einen Schriftsteller aus, dem es um Selbstbestimmung afrikanischer Kulturen geht und um eine Loslösung aus kolonialen Zwängen. Sein Versuch, einen Dialog trotz oder gerade wegen der verschiedenen Sprachen über die Literatur herzustellen, ruft Verständnis für den anderen Kontinent hervor und kann so zum Frieden beitragen. Auch im Hinblick auf die Vermeidung eines neuen Kolonialismus, wie er heutzutage z.B. durch China angestrebt werde, ist Ngugi wa Thiong'o ein wichtiger Vertreter der Eigenständigkeit durch Sprache«, so die Begründung der Jury.



Ngugi wa Thiong'o
Afrika sichtbar machen!
Essays über Dekolonisierung und Globalisierung
154 Seiten | 14,00 Euro
ISBN 978-3-89771-276-8

Über Afrikas Erbe und Perspektiven auf die zukünftige Stellung in der Welt

Ngugis Romane haben große Anerkennung gefunden, aber seine politischen Essays, obwohl ebenso brillant, sind schon schwerer zu finden. Mit *Afrika sichtbar machen!* legt Ngugi einen weiteren Essayband vor, der verschiedene Vorträge und Texte thematisch vereint.

Das sehr persönliche und gut lesbar geschriebene Buch behandelt eine Reihe von Aspekten zur Rolle Afrikas in der postkolonialen und globalisierten Welt. Von Fragen zur Rolle der Kulturschaffenden und Intellektuellen in afrikanischen Gesellschaften über die Analyse politischer Kämpfe in einer Ära des entfesselten Kapitalismus sowie die Auswirkungen der Sklaverei und die Aussichten auf eine gerechte und friedvolle Zukunft. In einer Zeit, in der Afrika in den Diskussionen über die Globalisierung weitgehend ignoriert wird, wird *Afrika sichtbar machen!* zur Pflichtlektüre.



Hanna Poddig
Klimakämpfe
»Wir sind die fucking Zukunft!«
80 Seiten | 7,80 Euro
ISBN 978-3-89771-148-8

Aktuelle Kämpfe und Aktionsformen für Klimagerechtigkeit

Hanna Poddig führt in die unterschiedlichen Themenfelder der Klimabewegung ein. Nach einem kurzen historischen Rückblick etwa auf die Startbahnbewegung, widmet sie sich der genaueren Analyse aktueller Themen, Aktionsformen und Strategien des Widerstands.



Antifa-Kalendergruppe
Antifaschistischer Taschenkalender 2020
200 Seiten | 7 Euro
ISBN 978-3-89771-697-1

Dein täglicher antifaschistischer Begleiter für die Hosentasche

Besucht uns auf der Frankfurter Buchmesse: Halle 4.1, Stand D24 oder online unter: www.unrast-verlag.de

Der Anfang des Anarchismus

Wo liegt der Anfang des Anarchismus?

Häufig beginnt diese Antwort auf diese mit einem großen Namen: Bakunin. Oder Proudhon. Florian Eitel hingegen wählt einen anderen Ansatz: Er schlägt vor, die Anfänge des Anarchismus in einer kollektiven Bewegung zu suchen, nämlich bei den Uhrmachern des Schweizer Jura, die dem antiautoritären Flügel der Ersten Internationalen Arbeiter-Assoziation (IAA) angehörten. Kristallisationspunkt seiner Erzählung ist der internationale Kongress, der im Herbst 1872 in dem Städtchen Saint Imier stattfand. Dort kamen damals diejenigen Sektionen und Gruppen der Internationale zusammen, die sich von den zentralistischen Politiken der Marxisten distanzieren. Marx und Engels, man muss es so deutlich sagen, haben damals gezielt die Strukturen der internationalen Arbeiterbewegung zerstört. Marx glaubte, dass nur eine autoritär und zentralistisch ausgerichtete Arbeiterbewegung etwas bewirken könne. Die Mehrheit der IAA-Mitglieder und Sektionen wollte aber eine internationale Vernetzung bei gleichzeitiger Autonomie der lokalen und regionalen Initiativen, also eine dezentrale Struktur und eine breite politische Agenda, die nicht nur ökonomische, sondern auch kulturelle, soziale, familien- und bildungspolitische Themen verfolgt.

Da Marx und Engels einsehen mussten, dass sie in der Minderheit waren, beschlossen sie, die Internationale abzuwickeln. Sie sorgten dafür, dass der Jahreskongress 1872 in Den Haag stattfand, also an einem Ort, zu dem die überwiegend marxistisch orientierten deutschen Delegierten eine kurze Anreise hatten, während viele Delegierte aus romanischen Ländern nicht

teilnehmen konnten. Die Anreise aus Spanien oder Italien war weit und teuer, politisch verfolgte riskierten bei der Reise durch Deutschland oder Belgien zudem die Verhaftung. Bakunin zum Beispiel konnte deshalb in Den Haag nicht dabei sein, und auch vielen Aktivisten, die nach der Niederschlagung der Pariser Kommune in die Schweiz geflohen waren, war die Teilnahme unmöglich.

Mit ihrer künstlich fabrizierten Mehrheit lenkten Marx und Engels die Beschlüsse dann in ihrem Sinne. Missliebige Personen wurden aus der Internationale ausgeschlossen – neben Michael Bakunin und dem Jurassier James Guillaume auch die US-amerikanische Feministin Victoria Woodhull. Der Generalrat wurde von London nach New York (!) verlegt, was de facto einer Zerschlagung gleichkam.

Die wenigen Delegierten aus Italien, Spanien und der französischen Schweiz, die es nach Den Haag geschafft hatten, waren vom Ausgang des Kongresses verständlicherweise frustriert. Florian Eitel beschreibt unter anderem, wie sie gemeinsam im Zug zurück nach Basel fuhren, in einem Abteil, das sie ganz für sich allein hatten. So konnten sie Pläne schmieden. Und sie beschlossen, sich nicht geschlagen zu geben, sondern direkt im Anschluss einen eigenen Internationale-Kongress abzuhalten – eben jenen in Saint Imier. Diese detaillierte und sachkundige Verknüpfung von Alltagskultur und großer Weltpolitik zeichnet das Buch aus. Wie waren Züge damals gebaut? Wie lange dauerte die Reise aus den Niederlanden in die Schweiz? Eitel macht anschaulich, wie aktivistische Politik damals praktisch funktionierte. Dass als Austragungsort Saint

Imier gewählt wurde, lag nahe. Die Schweiz lag für die Delegierten aus Italien und Spanien quasi auf der Durchreise, im Jura gab es aktive und lebendige Internationale-Sektionen, und die Arbeiter der dortigen Uhrenindustrie waren ohnehin schon lange anarchistisch orientiert. Das hatte verschiedene Gründe – die Rahmenbedingungen in der Schweizer Uhrenindustrie, die zunehmend unter Globalisierungsdruck geriet (was in dem Buch sehr ausführlich geschildert wird), das Engagement einzelner Anarchisten wie James Guillaume und Adhémar Schwitzguebel, die Propagandatätigkeit von Bakunin, der einige Jahre zuvor die Jura-Dörfer mit einer Vortragsreihe besucht hatte, und schließlich brandneue Technologien wie Telegrafien und Zugverbindungen.

43 Teilnehmer*innen des zweitägigen Kongresses am 16. und 17. September sind namentlich bekannt, es werden aber deutlich mehr gewesen sein. Darunter waren einige Frauen, allesamt Russinnen, die mit Bakunin anreisten. Je vier Delegierte waren Spanier und Italiener, die große Mehrheit aber Schweizer. Die hier verabschiedeten vier Resolutionen formulierten programmatische Inhalte, die Eitel zu Recht als ersten Abriss einer anarchistischen politischen Strategie versteht. Innerhalb von nur wenigen Tagen verbreiteten sich diese Resolutionen anschließend in ganz Europa. Die „Jurassier“ und „Saint Imier“ wurden zu Synonymen für eine Internationale der Arbeiterbewegung, die anarchistisch tickt. Bis heute ist „Saint Imier“ ein Anknüpfungspunkt für anarchistische Bewegungen, so kamen im Jahr 2012 Tausende Menschen aus ganz Europa zu einem anarchistischen Treffen in den Ort. Wie es bei einer Dissertation zu

erwarten ist, enthält Eitels 630 Seiten starkes Buch auch eine Fülle von Details, von denen manche vielleicht verzichtbar gewesen wären und bei denen man den eigentlichen Plot manchmal aus den Augen verliert. Aber es ist reich illustriert, mit Quellendokumenten und Fotos, und sehr schön gestaltet. Besonders interessant ist die Aufmerksamkeit, die Eitel den praktischen Aspekten des politischen Aktivismus widmet: Mobilität, Kommunikation, Lieder und Fotografien, Feste, Vereinsleben – hier wird anschaulich, wie politische Arbeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aussah.

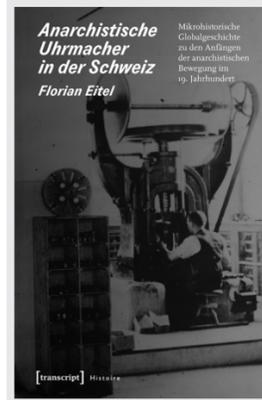
Schade ist allerdings, dass sich auch dieses Buch wieder fast gänzlich mit einer männlichen Perspektive begnügt und das „Frauenthema“ auf wenigen Seiten nur kurz abhandelt. Das ist merkwürdig, wenn man bedenkt, dass ein Drittel der in der Uhrenindustrie Beschäftigten Frauen waren, und dass die Debatte über Familienformen und Geschlechterverhältnisse auf den ersten beiden Kongressen der IAA 1866 und 1867 jeweils eines der Hauptthemen gewesen war. Wie haben sich die Jurassier bei dem Streit zwischen frauenfeindlichen französischen Proudhonisten und industrieorientierten englischen Gewerkschaftern, die Frauen als Proletarierinnen organisieren wollten, positioniert?

Das hätte man gerne gewusst, zumal sich laut Kongressprotokollen Pierre Coullery, ein bürgerlicher Freigeist aus der nächstgelegenen Großstadt La Chaux-de-Fonds und Begründer der ersten IAA-Sektionen im Jura, mehrfach zu diesem Thema geäußert hat. Es ist schwer zu entscheiden, ob Eitel bei seinem gründlichen Quellenstudium nichts dazu finden konnte,

oder ob er nicht danach gesucht hat.

Wobei allerdings der ideengeschichtliche Anteil des Buches generell nicht stark ausgeprägt ist. Eine Spur zu häufig spricht Eitel pauschal von „den Anarchisten“, so als wäre das eine homogene Gruppe gewesen. Gerade die Haltung zur Frauenemanzipation war aber zum Beispiel ein Streitpunkt, man denke etwa an die Auseinandersetzungen von anarchistischen Kommunistinnen wie Louise Michel oder André Léo mit den extrem antifeministischen Anhängern Proudhons, oder auch an den spanischen Anarchismus, wo freiheitliche geschlechterpolitische Ideen und patriarchaler Machismo noch im 20. Jahrhundert miteinander konkurrierten. Aber auch bei anderen Themen waren „die Anarchisten“ sich keineswegs immer so einig, wie es hier den Anschein hat. Stark sind hingegen Eitels soziologische Analysen, vor allem dort, wo er die Trans-Nationalität der damaligen anarchistischen Bewegung schildert. Die lokale Verbundenheit bei gleichzeitig enormer Mobilität (auch etwa in Bezug auf Arbeitsmigration), der konkrete Aktivismus vor Ort, der eingebunden war in eine übernationale Perspektive, die bis hin zu erheblicher Solidarität reichte – etwa wenn bei Festen für Streikende in einem anderen Land gesammelt wurde – all das wird im Detail geschildert. Dadurch entsteht ein Bild von einer Bewegung, die tatsächlich auch praktisch eine Alternative bot zu nationalistischen Erzählungen. Unterm Strich ist diese Studie also eine wertvolle und lesenswerte Ergänzung für die Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert.

Antje Schrupp



Florian Eitel: Anarchistische Uhrmacher in der Schweiz, transcript, Bielefeld 2018, 630 Seiten, 69,99 Euro, ISBN 978-3-8376-3931-5

Auf der Webseite des Verlags wird das Buch auch kostenlos zum Download angeboten: <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/8b/78/e5/oa978383943931951irgfYo-Afg5A.pdf>
Hörsenswert auch der Zeit-sprung-Podcasts zum Buch (Sprung 176) mit O-Tönen von Florian Eitel: <https://www.zeitsprung.fm/podcast/zs176/>

seite 7

Krimi, Cricket und Jihadisten

Geht das alles zusammen? Aber klar doch. Der Buchautor Omar Shahid Hamid arbeitet selbst im pakistanischen Polizeidienst und musste für mehrere Jahre wegen islamistischer Morddrohungen das Land verlassen. Während dieser Zeit schrieb er drei Kriminalromane. Einer davon ist „Der Jihadist“.

Er handelt von dem späteren islamistischen Terroristen Aussis und seinem Freund Eddy, die in der Mannschaft einer renommierten anglierten Schule in der 15 Millionen-Stadt Karachi begeistert Cricket spielen. Ganz Pakistan ist geradezu besessen von diesem Sport, den die Kolonialmacht Großbritannien ins Land gebracht hat.

Selbst der in dem Roman mehrmals als Vorbild erwähnte Cricket-Star Imran Khan ist heute in der Realität Präsident Pakistans. Die gemeinsame Schulfreundin von Aussis und Eddy ist Sana. Zusammen sind sie ein unzertrennliches Dreiergespann, das auch nach der unbeschwernten Schulzeit zwar an weit auseinanderliegenden Orten lebt, aber durch lange Briefe ihren Kontakt unter schwierigen Bedingungen aufrecht erhält.

Aussis wird nach mehreren kurzen Zwischenstationen „Scheich Uzair“, der neben unzähligen Greueln zwei blutige Präsidentenattentatsversuche und den Mord an einer schwangeren BBC-Journalistin mit dem hebräischen Vornamen Rachel auf dem Gewissen hat.

Wie konnte es soweit kommen? Die Briefe und die zwischen-durch eingestreuten Handlungsstränge in der Gegenwart fügen sich Stück für Stück wie ein Puzzle zu einem verstörenden Gesamtbild zusammen.

Während Eddy und Sana als Angehörige des gehobenen Mittelstandes auf Unis in den USA studieren, kann Aussis Vater kein Flugticket ins Ausland für seinen Sohn bezahlen. Sein Haus wurde ihm durch kriminelle Machenschaften weggenommen. Durch diese Deklassierung kann Aussis nur in Pakistan studieren. Hier macht er als Aktivist in einer nur auf den eigenen Vorteil bedachten politischen Partei ernüchternde Erfahrungen.

In der folgenden Zeit muss Eddy erfahren, dass das Leben für ihn keine befriedigenden Perspektiven bietet. In dem Cricket-Team an der Uni wird er durch Kasten-Quotierung und Günstlingswirtschaft ausgegrenzt. Als er ein Mädchen auf dem Campus ansprach, wurde er durch Konservative bedroht und gedemütigt. Nachdem er wegen seiner Parteiaktivitäten Ärger mit der Polizei bekommen hat, muss er für kurze Zeit ins entfernte, schöne, aber zwischen Indien und Pakistan politisch umkämpfte Kaschmir zu Verwandten flüchten. Anschließend kann er mit dem Startgeld der Partei in Britannien Medizin studieren. Während Eddy und Sana in den USA in die Glitzerwelt von Partys und Privilegien ein-

tauchen, bricht Aussis nach nur sieben Monaten sein Studium ab, muss in einer stinkenden Hähnchenbraterei arbeiten und ein kümmerliches Dasein fristen. Obwohl auch Eddys und Sanas Träume in der Folgezeit empfindliche Dämpfer erhalten, fallen sie aufgrund ihrer mittelständischen Herkunft relativ weich. Der im Abstiegskampf befindliche Aussis hingegen sucht Kontakt zur Islamischen Gesellschaft in London. Das Religiöse interessiert ihn nicht wirklich, denn er macht sich sogar über die „leichtgläubigen Trottel“ lustig. Als hochbegabter Cricket-Strategie findet er jedoch Gefallen daran, andere Menschen zu manipulieren, in seinem Sinn einzusetzen und zur Gewalt anzustacheln.

Zur attraktiven und intellektuellen Sana, die er seit seiner Jugend anhimmt, kann er jedoch keine Beziehung aufbauen, weil er patriarchalen Vorstellungen anhängt und inzwischen zur Unterklasse gehört. Sie leben in zwei völlig unterschiedlichen Welten. Er fühlt sich herabgesetzt und zum „persönlichen Sozialexperiment“ Sanas degradiert. Seine nun folgenden Aktivitäten im Kosovo, im Rahmen einer muslimischen Hilfsorganisation und später als Kämpfer in Afghanistan, Kaschmir und Pakistan, sind für ihn ein Mittel, aus „den Fesseln seiner bisherigen Existenz auszubrechen“. Das Cricketspiel war seine Religion, Englisch seine Sprache

und doch hatte er für Sanas nach westlichem Vorbild ausgerichteten demokratischen Aktivismus nur Verachtung übrig. Nach seinen verpassten Chancen spielt er stattdessen mit Menschenleben. Mit ziellos eingesetzter Gewalt, aber mit strategischem Geschick und unter Anwendung von Manipulationstechniken bei der Rekrutierung von Selbstmordattentätern avanciert er zum gefährlichsten Terroristen Pakistans. Während Eddy und Sana, die inzwischen zueinander gefunden haben, die erste Entführung von Aussis noch als coole „James Bond-Aktion“ wahrnehmen, will er die „Welt niederbrennen“, weil seine ursprünglichen Träume geplatzt sind.

Er wird in Indien gefasst, brutal gefoltert und von seinen Kumpanen wieder freigesetzt. Ab jetzt zerstört er systematisch und mit einer ausgeklügelten Strategie seine alte liberal-aufgeklärte Familie und Sana. Sogar seinen besten Cricketfreund Eddy, der Sana heiraten will, verschont er nicht. Dass er als Schiit von der sunnitischen Mehrheitsgesellschaft Pakistans als Abtrünniger angefeindet wurde, spielte in Aussis Jugend keine Rolle. Jetzt ist es ein zusätzlicher Grund, ihn zu töten.

Selbst als gefasster Terrorist im Gefängnis treibt er zum Scheich Uzir gewandelte Aussis seine mörderischen Spielchen weiter und beeinflusst den Wärter, damit er den ermittelnden

Kommissar Omar tötet und er selbst fliehen kann.

Mit einer atemberaubenden und perfiden Gewalteskalation versucht der Jihadist seinem „verfehlten Leben“ einen Sinn zu geben. Politischer Terrorismus wird hier zu einem persönlichen Rachefeldzug für erlittene demütigende Erfahrungen, die ihre Ursache in sozialen Herabsetzungen haben.

Komplexe, miteinander verschachtelte Handlungsstränge auf unterschiedlichen Zeitebenen verlangen von den LeserInnen ein konzentriertes Mitdenken. Durch die Auseinandersetzung mit dem Text werden sie mit erhellenden Einblicken in die Ursachen des jihadistischen Terrors belohnt. Als Hilfsmittel befinden sich im Anhang ein Lexikon der englischsprachigen Cricketbegriffe, Urdu-Wörterklärungen und Definitionen von Berufsbezeichnungen. Und jetzt kann es mit der spannenden Lektüre losgehen!

Horst Blume

GEGEN BUCH MASSE
Veranstaltungen zur Buchmesse 2019

Vom 14.10. – 20.10.2019

Jedes Jahr wird auf der Frankfurter Buchmesse tausende frisch bedruckte Papiere präsentiert. Wir wollen vor allem linken Autor*innen und (Klein-)Verlagen ein Forum für kritische Gedanken bieten. Der Eintritt zu unseren Veranstaltungen ist frei. Wir bitten um reichlich Spenden!

www.gegenbuchmesse.de



Zeichnungen: Clifford Harper

Alternative Verwirrung

Merlin Wolf: „Marx war allen Utopien gegenüber kritisch eingestellt“

Es gibt Bücher, mit denen man zu kämpfen hat, ob man sie weiter lesen will oder weglegen soll. So brauchte ich eine Woche für ein 90-Seiten-Büchlein und noch mal so lange, um mich durchzuringen, darüber zu schreiben. So erging es mir mit Merlin Wolfs „Alternative Ökonomie“, dessen Titel mit „Kritik an der Alternativen Ökonomie“ besser gewählt wäre und mir im Vorfeld einigen Lesärger erspart hätte.

Es ist nicht einfach, Bücher mit Einführungen oder Themenübersichten zu schreiben, da sich als erstes ein Fachpublikum darüber hermacht – für das solche Bücher ja eigentlich nicht geschrieben sind –, um dann neunmalklug darüber herzuziehen. Vielleicht wäre die Lektüre für mich einfacher gewesen, wenn ich mir nicht als erstes die „weiterführende Literatur“ am Ende des Buches angesehen hätte. Und so habe ich vermutlich gleich die Einführung „in den falschen Hals bekommen“. Sicher mag die Alternative Ökonomie auch unter einer „verkürzten Kapitalismuskritik“ leiden, im Anschluss zu dieser Feststellung kommt jedoch ein „Lob“ der Experimentierfreude unter den Alternativesuchenden wie von einem schwadronierenden Märchenonkel des Typs FDP-Lindner. Auch die Einordnung, sich in diesem Buch nur auf Deutschland beziehen zu wollen, aber dann mit einem nigerianischen Sprichwort, ir-

gendwelchen Vergleichszahlen aus den USA, den Roten Khmer oder Pflegerobotern in Japan und Südkorea zu kommen, steigerte meinen Unwillen (von Zitaten internationaler Autor*innen mal abgesehen).

Es wird ein Konglomerat derzeitiger „Alternativen“ zusammengestellt, ohne zuvor geklärt zu haben, was denn an den Alternativen auch anti-kapitalistisch bzw. wo denn die emanzipativen Ansätze wären. Zwischen einem alternativen Wohnen und Airbnb würde ich zwei unterschiedliche Ansätze erkennen und zwischen Trampen (völlig veraltet) und UBER liegen Welten. Auch wenn der Autor, etwa bei der Beschreibung des Miethäuser-syndikats, auf zwei Seiten das juristische Konstrukt darlegt, ist mir das als neugieriger Leser zu wenig. Da erhalte ich, wie bei den anderen Themen auch, über das Internet vermutlich bessere und ausführlichere Auskünfte. Auch bei dem – für den Autor scheinbar so wichtigen – Hinweis, dass Hausbesetzungen illegale Handlungen seien, kann ich nur den Kopf schütteln. Als in West-Berlin 1981 über 162 Häuser besetzt waren, ein Besetzer*innenrat existierte und ein eigenes 14tägig erscheinendes Infoblatt, wurde die Frage der Illegalität zu einer bewusst gestellten Machtfrage, auch das ist ein politischer Akt. Legal – Illegal – Scheißegal!

Beim Thema Genossenschaften fällt dem Autor nur Franz Op-

penheimer ein, der trotz seiner rassistischen Ausfälle gegen die arabische Bevölkerung über anderthalb Seiten dargelegt wird. Von Gustav Landauer und anderen kein Wort. Zum Thema Konsens wird als Beispiel die Online-Zeitung „Zwischenzeit - Medium für Unbequemes“, von der ich bisher noch nichts gehört hatte, angeführt, dagegen hat der Autor anscheinend von der nunmehr seit über 47 Jahren (!) existierenden Papierzeitschrift Graswurzelrevolution, wo dieses Verfahren gang und gäbe ist, noch nie etwas gehört.

Die einzelnen Darstellungen werden immer mit Kritik begleitet, ob es um Demeter oder verpackungsfreie Produkte geht, so dass eigentlich nur noch der Hinweis fehlte, dass Umweltschutz „deutsche Arbeitsplätze“ kosten würde. Zum Thema Tauschringe fällt sofort wieder der Name Silvio Gesell. Böse, böse. Kein Wort über die DDR-Tauschkultur, oder wie meine Erfahrungen da eher waren, dass Tauschen in erster Linie ein sozialer Kontakt unter Menschen mit wenigen finanziellen Mitteln war. Aber hier kommen die weiterführenden Lesetipps wieder ins Spiel, wie etwa zwei Bücher (von acht) des wirtschaftswissenschaftlichen Paranoikers Peter Bierl, der sich an dem Thema wie kein Zweiter abgearbeitet hat. Ich selbst habe keinen Tauschring-Beteiligten kennengelernt, der sich in der Tradition eines Silvio Gesell gesehen hätte.

Ehrlich gesagt bin ich auch etwas enttäuscht vom Unrast-Verlag, der etwa einen Satz durchgehen lässt wie: „Er [Silvio Gesell] war zu seinen Lebzeiten im Umfeld linker Anarchisten und rechter Lebensreformer unterwegs.“

Diese ständige Denunziation nach Bierscher Manier hat Methode, die hier weiter geführt wird.

Das i-Tüpfelchen kommt dann im „Ausblick“ des Autors, wo er auf die AfD hinweist, die jetzt dem Begriff Alternativ eine „Schlagseite“ verpasst habe, als habe es nicht schon vor 20 Jahren etwa Nazis gegeben, die Che-Guevara-T-Shirts getragen oder sich linker Begriffe bedient hätten. Ein Grund mehr, dem Begriff 'Alternativ' wieder einen kämpferischen, positiven und emanzipatorischen Sinn zu geben.

Es bleibt die Frage, für wen das Buch geschrieben wurde. Wenn ich mit meinem Leben in den kapitalistischen Verhältnissen unzufrieden bin und nicht auf die marxistische Weltrevolution warten möchte, werde ich mir Gleichgesinnte suchen, auf bestehende Projekte zugehen und das Problem angehen. Wir haben genügend Erfahrungen gesammelt in den 1970er und 80er Jahren, die hier gar nicht erst erwähnt werden, und ansonsten müssen die Jungen ihre eigenen machen. Hauptsache, sie legen nicht die Hände in den Schoß und warten auf bessere Zeiten,

und zum Glück sieht es im Moment nicht so aus.

Auf die Rubrik „Zum Weiterlesen“ muss ich jetzt aber doch noch mal eingehen: Nicht vorhanden ist hier etwa die „Contraste – Zeitung für Selbstorganisation“, die seit 35 Jahren existiert! Kein Hinweis auf Horst Stowasser und das Projekt A, kein Hinweis auf Rolf Schwendter und seine vielfältige Literatur zum Thema. Es fehlen generell Publikationen, die Erfahrungen in den unterschiedlichen Alternativ-Projekten reflektieren. Ferner fehlen Bücher von P.M. und/oder den zur Zeit wohl spannendsten Genossenschaftsprojekten in der Schweiz wie Kraftwerk und NENA1, die nicht nur weitumspannende Ansätze bieten, sondern auch in Deutschland zu Erfahrungsberichten eingeladen werden und denen es nicht nur um den Gedanken der Genossenschaft geht, sondern auch darum, wie derzeitige, etwas schnarchige Genossenschaftsverbände wieder politisiert werden können. Wohngenossenschaften sind eben nicht nur für billigen Wohnraum zuständig, sondern für eine vielfältige politische und ökologische Haltung.

O.k., aber dafür habe ich ein neues Fremdwort gelernt: „reziprokes (= wechselseitiges) Verhältnis“. Das ist doch was, selbst wenn es für diesen Preis etwas zu teuer war.

Jochen Knoblauch

Merlin Wolf: **Alternative Ökonomie. Wohnen – Arbeit – Konsum.** Unrast-Verlag, Münster 2019, Reihe: unrast transparent – linker alltag, 90 S., 7,80 Euro, ISBN 978-3-89771-145-7

seite 8

Decio Machado / Raúl Zibechi: **Die Macht ergreifen, um die Welt zu ändern? Eine Bilanz der lateinamerikanischen Linksregierungen. Realität der Utopie 4.** Übersetzt von Raul Zelik, Bertz + Fischer, Berlin 2019, 220 Seiten, 12 Euro, ISBN 978-3-86505-755-6

Linke Alternativen?

Eine Bilanz der lateinamerikanischen Linksregierungen

Es ist kaum ein Jahrzehnt her, da machten sich nicht wenige Menschen hierzulande Hoffnungen auf einen neuen weltweiten linken Aufbruch, der von Lateinamerika ausgeht. Schließlich hatten sich dort Ende der 1990er Jahre Entwicklungen abgespielt, die unterschiedlichen Spektren der Linken Hoffnung machten. In Brasilien wurden die Sozialdemokrat*innen stärkste Partei und mit Lula wurde ein Metallarbeitergewerkschafter, der gegen die Militärherrschaft aktiv war, Präsident. Auch in Uruguay und Ecuador gab es scheinbar nach Massendemonstrationen progressive Regierungsbündnisse.

In Venezuela schien die Regierung von Hugo Chávez sogar über sozialdemokratische Krisenverwaltung hinauszugehen. Großbetriebe wurden vergesellschaftet und eine Massenbewegung verhinderte im Jahr 2001 einen Militärputsch. Chávez schien der Exponent eines Sozialismus, der aus den Erfahrungen des Stalinismus gelernt hatte. Starke Basisbewegungen aus der Bevölkerung würden eine Bürokratisierung verhindern, so die Hoffnung von außerparlamentarischen Linken, die das chavistische Experiment in Venezuela vor allem seit 2001 mit mehr oder weniger kritischer Solidarität begleiteten. In diesen Jahren gehört auch Raul Zibechi zu diesen kritischen Begleitern des boliviarischen Prozesses in Bolivien. Der Intellektuelle aus Uruguay gehörte zu denen, die den Fokus seiner Aufmerksamkeit nicht auf Chávez, sondern auf linke Stadtteilbewegungen legten, die es schon seit Jahrzehnten gab, die aber unter Chávez erstmals seit

Jahren nicht mehr kriminalisiert wurden. Zibechi gehörte aber immer zu denen, die daran erinnerten, dass der Staat nicht der Ort sein kann, über den grundlegenden Veränderungen laufen können. Die aktuelle Krise der Linksregierungen in Lateinamerika bestätigen diesen Befund. Jetzt hat Raul Zibechi gemeinsam mit Decio Machado eine Bilanz der lateinamerikanischen Linksregierungen veröffentlicht, die von Raul Zelik übersetzt im Verlag Bertz + Fischer veröffentlicht wurde.

Es ist eine grundlegende Kritik, die manche, die sich zu viele Hoffnungen, in soziale Emanzipation durch den Staat gemacht haben, nicht gefallen wird. Sie sollten sie trotzdem lesen und diskutieren, denn nicht nur Zibechi hatte noch vor zehn Jahren den boliviarischen Prozess in Venezuela kritisch-solidarisch begleitet. Sein Koautor Machado war sogar zeitweilig Berater des ecuadorianischen Präsidenten Raffael Correa. Dessen Nachfolger führt das Land nun auch rhetorisch zurück an die Seite der USA und will auch mit dem Kapitalismus nicht mehr brechen. Doch das wollte auch Correa nicht.

Schließlich zitieren die Autoren ihn im Buch: „Letztlich machen wir die Dinge besser ohne das Akkumulationsmodell anzutasten. Denn wir wollen nicht den Reichen schaden, sondern eine gerechtere Gesellschaft mit größerer Chancengleichheit“. Nun könnte man argumentieren, dass das Scheitern dieses Modells eine Bestätigung des alten linken Credos ist, dass ein Verlassen auf die Sozialdemokratie nur Illusionen schürt. Auch im Fall von Bolivien ist das

Fazit der Autoren ernüchternd: „Der Beitrag der fortschrittlichen Regierung bestand genau darin: er hat den Staat gestärkt und einen Zyklus von Kämpfen unterbrochen.“ Sehr präzise zeichnen sie am Beispiel der Bergbaugenossenschaften nach, wie eine neue Bourgeoisie entsteht, wenn das kapitalistische Akkumulationsmodell nicht angetastet wird. Dabei setzten sich die Genossenschaften aus jenen Arbeiter*innen zusammen, die aus dem kämpferischen Bergbauektor kommen.

1980 wurde dieser Bergbau von den neoliberalen Regierungen zerschlagen, man hoffte damit auch eine kämpferische Arbeiter*innenklasse erledigt zu haben.

Viele der erwerbslos gewordenen Bergleute sahen in den Genossenschaften nicht nur eine Jobalternative. Auch politisch stehen sie der Regierung des ehemaligen Coca-Bauern und Gewerkschaftlers Evo Morales nahe. Sie bekommen Privilegien, haben sich aber mittlerweile selber zu Kapitalist*innen entwickelt. Hier leisteten die beiden Autoren ein Stück materialistische Gesellschaftsanalyse.

Probleme sozialistischer Transformationsprozesse

Nun kann man allerdings vom boliviarischen Prozess in Venezuela nicht behaupten, dass er nicht auch Strukturen der alten besitzenden Klassen angegriffen hat, die verkürzt als die Reichen bezeichnet werden können. Deswegen wird Venezuela in dem Buch auch unter dem Kapitel „Probleme sozialistischer Transformationsprozesse“ abgehandelt und historisch neben der

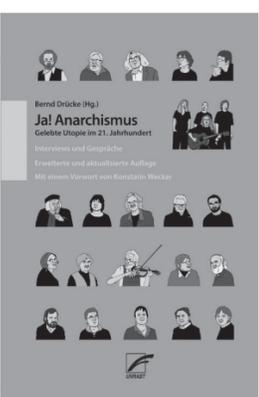
Sowjetunion und Kuba eingeordnet. GWR-Leser*innen wird ihr Befund freuen: „Man kann also festhalten, dass die Begründer des historischen Marxismus die Gefahren einer Bürokratisierung in postrevolutionären Gesellschaften völlig falsch einschätzten und die anarcho-kommunistischen Denker ein viel klareres Bewusstsein davon besaßen, dass eine Revolution zum Scheitern verurteilt ist, wenn sie sich nicht des Staates entledigt“. Doch leider wird in dem Buch nicht auf die Debatten in der bolschewistischen Partei nach der Oktoberrevolution eingegangen, wo es lange massiven Widerstand gegen die Einführung fordristischer Arbeitsmethoden in der jungen Sowjetunion gab. Zudem wäre ein Hinweis angebracht gewesen, dass sich auch die Anarchosyndikalist*innen 1936 in Barcelona fordristischer Arbeitsmethoden bedienten, wie Michael Seidmann in dem im Verlag Graswurzelrevolution erschienenen Buch „Gegen die Arbeit. Über die Arbeiterkämpfe in Barcelona und Paris 1936-38“ gut herausgearbeitet hat.

Offene Fragen für die Diskussion

Der Stellenwert der Basisbewegungen im boliviarischen Venezuela bleibt in dem Buch von Machado/Zibechi offen. Sie erwähnen die Arbeiten von Dario Azzellini, der in verschiedenen Büchern und Filmen eine starke Rolle dieser linken Basisbewegungen festgestellt hat. Da wäre eine genauere Analyse ebenso angebracht, wie bei dem Kapitel über die Korruption in Brasilien. Dort zeichnen die Autoren überzeugend nach, dass es sich bei den Korruptionsprozessen,

die den Sozialdemokraten Lula ins Gefängnis brachten, um den Machtkampf von zwei Fraktionen der Bourgeoisie in Brasilien handelte. Doch unterbelichtet bleibt die Rolle des brasilianischen Korruptionsdiskurses bei der Faschisierung der Gesellschaft, der mit der Wahl des ultrarechten Präsidenten Jair Bolsonaro seinen Höhepunkt, nicht aber seinen Abschluss gefunden hat. Diese Faschisierung, die nicht nur in Brasilien zu beobachten ist, kommt in dem Buch nur am Rande vor, was einerseits ein Vorteil ist, da die nichtfaschistischen Kräfte genauer kritisiert werden können. Doch diese Rechtsextremisierung, die sämtliche Spektren der Linken betrifft, hat dafür gesorgt, dass in Brasilien die Gegner*innen von Bolsonaro wieder mehr zusammenrücken. Schließlich ist Lula jetzt kein Präsident mehr, sondern Gefangener. Da ist eine breite Solidaritätsbewegung notwendig. Diskutiert werden sollte aber, wie verhindert werden kann, dass im Kampf gegen Rechts wieder reformistische Modelle als kleineres Übel gesehen werden. Diskutiert werden sollte auch über die linken Alternativen zu den staatssozialistischen Modellen, die im Buch nur am Rande vorkommen, wenn die zapatistische Bewegung erwähnt wird. Wie es den Zapatistas gelang, in den letzten Jahren ihren Einflussbereich sogar auszuweiten, welche Erfolge aber auch welche Probleme es in den zapatistischen Gemeinden gibt, wäre ebenfalls ein Thema für eine Diskussion, die dieses empfehlenswerte Buch anregen könnte.

Peter Nowak



„Ja! Anarchismus“ Lesungen

18.10., 19.30 Uhr, DFG-VK, Mühlgasse 13, Frankfurt/M., Lesung mit Herausgeber Bernd Drücke & Gästen, Infos: www.dfg-vk-hessen.de/bildungswerk/ja-anarchismus/
1.11., 19 Uhr, Uni Hamburg, Von Melle Park: Lesung mit Bernd Drücke & Hanna Mittelstädt - im Rahmen des Kongresses „Anarchistische Perspektiven auf Wissenschaft“ (31.10.-3.11.) Infos: <https://anarchie.userblogs.uni-hamburg.de/>

100 Jahre Föderative Ungarische Sozialistische Räterepublik

Vor hundert Jahren, am 21. März 1919, wurde die „Föderative Ungarische Sozialistische Räterepublik“ ausgerufen. Sie war für kurze Zeit das Bindeglied euphorischer Hoffnungen auf einen sozialistischen Flächenbrand Sowjetunion-Ungarn-Bayrische Räterepublik. Trotzdem bleibt sie auch bei den Veröffentlichungen zur Erinnerung an hundert Jahre Kriegsende, russische, österreichische und deutsche Revolution, dazu der bayrischen Räterepublik im April 1919 immer ein wenig im Abseits der Betrachtungen oder gar vergessen. Umso verdienstvoller ist es, dass Gerhard Senft mit diesem Band an die Ungarische Räterepublik erinnert. Sie dauerte 133 Tage. Erst am 1. August 1919 erklärte der Kommunist Béla Kun sie für beendet. Es folgte eine grausame Phase des „Weißen Terrors“ unter dem faschistischen General Horthy mit stark antisemitischem Einschlag. 5.000 Menschen wurden dabei hingerichtet, 70.000 ins Gefängnis geworfen und 100.000 Menschen ins Exil getrieben (S. 62-65).

Ein anarchistisches Milieu mit zahlreichen gewaltfreien Anarchisten

Senft beschreibt erst die Sozialstruktur Ungarns vor der Revolution mit ihrem feudalen Gepräge und der Dominanz des Großgrundbesitzes auf dem Lande. Ende des 19. Jahrhunderts entstanden ungarische Arbeiterparteien. Senft erinnert in einem eigenen Kapitel an wichtige „Anarchisten und Sozialrevolutionäre“ (S. 14-17), zunächst Josef Peukert, dann an die zahlreichen gewaltfreien Anarchisten wie Eugen Heinrich Schmitt sowie den Anarcho-syndikalisten Ervin Szabó, der eng mit dem Tolstoianer Ervin Batthyány zusammen arbeitete. Interessant war auch der seit 1908 bestehende „Galilei-Zirkel“ mit seinen „pazifistischen, kosmopolitischen und antiklerikalen Positionen“ (S. 17). Mitglieder dieses Zirkels waren der junge György Lukács sowie der später bekannt gewordene

Ökonom Karl Polanyi, ein Cousin von Ervin Szabó. Direkt auf die Krise der ungarischen Sozialdemokratie von 1907 bis 1913, verbunden mit einem Rückgang ihrer Mitgliederzahl, folgte die Aushebung von 3,4 Millionen Ungarn für den Ersten Weltkrieg. 670.000 ungarische Soldaten wurden auf dem Felde getötet, 743.000 Verwundete kamen zurück, oft am Kriegsende bereits begeistert von der Revolution in der jungen Sowjetunion. Aufgrund des geringen Organisationsgrades des ungarischen Proletariats bildeten sich die Räte mehr oder weniger spontan: Die Polizei schoss auf einen Generalstreik am 31. Oktober 1918, die Soldaten verließen die Kasernen und bildeten Soldatenräte. Die aus Russland heimgekehrten Kriegsgefangenen hatten die Organisationsform der Räte kennengelernt und die ungarischen Arbeiter*innen übernahmen sie. Im November 1918 etablierte sich kurzzeitig eine bürgerliche Republik unter Mihály Károlyi. Sie wurde auch „Aster-Revolution“ genannt, weil sich die Soldaten Aster in die Gewehrläufe steckten, um den relativ friedlichen Sturz des ungarischen Königs zu symbolisieren. Unmittelbar spielten Nationalbewegungen der Slowenen, Serben, Kroaten, Rumänen, Siebenbürgen eine Rolle und lösten sich vom Vielvölker-Königreich Ungarn. Die bürgerliche Regierung musste den Verlust eines Drittels des Territoriums verantworten und wirkte geschwächt. Es ist Károlyi hoch anzurechnen, dass er am 19. März in dieser Situation einfach seinen Rücktritt erklärte und die Macht quasi kampfflos den Räten überließ.

Die militärische Machtbasis der Kommunisten

Die inhaftierten Kommunist*innen kamen frei und fusionierten mit den Sozialdemokrat*innen zur „Ungarländischen Sozialistischen Partei“, die am 21. März die Räterepublik errichte-



te. In der Folge bildeten die nach Autonomie strebenden Räte und die sie nach Leninschem Vorbild kontrollieren wollende Partei ein Spannungsgeflecht. Einerseits hatte die „Landesversammlung der Räte“ einen aus 150 Personen bestehenden unabhängigen Ausschuss; andererseits gab es einen „Revolutionären Regierenden Rat“, der immer mehr Entscheidungsbefugnis an sich riss und vom Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, dem Kommunisten Béla Kun, dominiert wurde. Er übernahm dann strategische Parolen Lenins, z.B. die Rede von der „Diktatur des Proletariats“. Nach Senft suchten die Kommunist*innen „ihre Machtbasis in militärischen Formationen. Dabei konnten sie sich besonders auf die Roten Garden stützen, die bereits vor Jahreswende 1918/19 gegründet worden waren“ (S. 35). So kam es zum Paradox „martialischer Auftritte“ der bewaffneten Formationen, obwohl doch die Übergabe der Macht von Károlyi an die Räte ganz unblutig verlaufen war. Anfangs wurden fast alle Wirtschaftssektoren und Betriebe sozialisiert, was in Wirklichkeit jedoch Verstaatlichung bedeutete, oft mit der Übernahme früherer Eigentümer als Leitungsspezialisten. Es gab eine Bodenreform mit der Enteignung von Großgrundbesitz über 57 Hektar pro Person. Auch die nationalen Banken wurden verstaatlicht, das ausländische Kapital jedoch nicht. Immerhin gab es zahlreiche fortschrittliche Sozialreformen: Die 48-Stunden-Woche sowie eine Kranken- und Unfallversicherung wurden eingeführt; es gab Anstrengungen zur Angleichung des Lohnniveaus sowie gleiche Löhne für Frauen

und Männer. 1919 wurde das „Selbstbestimmungsrecht der Frau“ niedergeschrieben, vorangetrieben durch Aktivistinnen wie etwa Helene Marie Duczynska (genannt „Ilona“). Sie ging später ins Wiener Exil, kam zurück, um auch den Aufstand von 1956 in Ungarn mitzumachen. In hohem Alter hatte sie Kontakte zum deutschen Anarchisten Peter Paul Zahl (S. 40). Tschechische, französische und südslawische Truppen rückten 1919 jedoch bald gegen die Räterepublik vor. Ohne Wehrpflicht wurde eine auf 200.000 Mann gesteigerte Rote Armee aufgebaut, die zwar anfänglich militärische Erfolge hatte, ab Juni 1919 jedoch unausgesetzt Rückschläge erlitt. So wurde im Juli 1919 doch noch die Allgemeine Kriegsdienstpflicht eingeführt und damit der Dynamik jeder Militarisierung Rechnung getragen. An den ständigen Rückschlägen änderte jedoch auch dies nichts (S. 42).

Galoppierende Inflation als Vorbote des Niedergangs

Das größte ökonomische Problem für die Räteregierung war die galoppierende Inflation, die die angeglichenen Löhne sofort wieder entwertete. Auch die Einführung eigener Quittungen für geleistete Arbeitsstunden und auch eigene Geldscheine („weißes Geld“) änderten daran nichts. Die Inflation war noch eine Folge der Kriegsausgaben des Habsburger-Reiches im Ersten Weltkrieg. Die Militärausgaben waren astronomisch hoch, die Mittel für Waffen nur noch durch die Betätigung der Notenpresse aufzubringen. Zwischen 1914 und 1918 dehnte sich der Geldumlauf im Habsburger-Reich von zwei auf 31 Milliarden Kronen aus; die Golddeckung der Krone brach zusammen und unmittelbar nach dem Krieg wurde die Geldentwertung im Alltag dramatisch spürbar (S. 49). Senft meint, dass die Räterepublik diese Inflation nie in den Griff bekam und dadurch die

anfängliche Begeisterung unter den Massen schnell schwand. Hinzu kam der spätestens nach einem gescheiterten Putschversuch von Budapester Offizieren im Juni 1919 einsetzende „Rote Terror“ der Kommunisten. Federführend hierbei war József Cserny, der in Russland bereits durch die Tscheka-Schule gegangen war und nun in Ungarn Massenverhaftungen durchführte sowie für Geiselnahmen, Liquidierungen und Folter verantwortlich war. Der Terror drückte sich oft auch durch Verrohung aus, für die die vier Kriegsjahre vorher gesorgt hatten. Die „Lenin-Jungen“ unter Tibor Számueley „zogen mit einem transportablen Galgen von Dorf zu Dorf, requirierten Lebensmittel“ (S. 61) und reagierten auf Proteste der Bauern mit sofortiger Vollstreckung der Todesstrafe am Galgen.

Abschließend weist Senft im Buch auf zeitgenössische, die Niederlage analysierende Schriften hin, etwa Karl Kautskys „Terrorismus und Kommunismus“, für den die Räterepublik zu früh, „zur Unzeit“ kam und die die nicht reif gewordenen sozialökonomischen Bedingungen dann durch Gewalt und Terror ersetzen habe wollen. Ähnlich, nur nicht aus der reformistischen, sondern aus der entgegen gesetzten, gewaltfreien anarchistischen Richtung analysierte Pierre Ramus bereits im April 1919 mit klarem Blick, dass „auf dem von den ungarischen ‚proletarischen‘ Machthabern eingeschlagenen Weg der Diktaturherrschaft, der Gewalt und des Krieges niemals das Heil des Sozialismus ersprießen kann“ (S. 69). Dieser spannende Band über Ungarn 1919 wird abgeschlossen durch einen Anhang mit zeitgenössischen Dokumenten, u.a. einen lebendigen Reisebericht der Schweizer Sozialistin Annaliese Rüegg, die 1919 Sowjet-Ungarn besuchte und ihren Bericht direkt nach ihrer Rückkehr in die Schweiz als Broschüre veröffentlichte (S. 90-112).

Lou Marin



Gerhard Senft: *Blicke der Welt, „Auf uns sind die Blicke der Welt gerichtet...“ Die Rätebewegung in Ungarn 1919*, edition fza, Wien 2019, 152 Seiten, 15,90 Euro, ISBN 978-3-903104-10-5

seite 9

Anzeige



Solidaritätskampagne #FreeMaxZirngast (Hg.)
Die Türkei am Scheideweg
und weitere Schriften von Max Zirngast
432 Seiten | 12,50€
978-3-96042-060-6



Sebastian Kasper
Spontis
Eine Geschichte antiautoritärer Linker im roten Jahrzehnt
256 Seiten | 14€
978-3-96042-049-1



Wie die Bild-Zeitung gegen Geflüchtete und People of Color schwärzt



Neue Solidarität in den Städten





Die Türkei befindet sich auf einem Weg in eine ungewisse Zukunft: Freude und Kreativität von Gezi 2013, der Aufschwung der Frauenbewegung und der pro-kurdischen linken HDP stehen permanentem Krieg, Militärputsch, Präsidialdiktatur und ausufernder Repression des Regimes gegen alles Oppositionelle gegenüber. Max Zirngast hat zahlreiche politische Artikel zur Türkei, zu den USA, zu Europa und zu Kunst und Kultur auf Englisch, Deutsch und Türkisch verfasst. Wie so viele oppositionelle und kritische Menschen wurde er am 11. September 2018 in Ankara inhaftiert und erst nach über drei Monaten Gefängnis wieder freigelassen. Ihm wird die „Mitgliedschaft in einer terroristischen Organisation“ vorgeworfen. Dieser Band versammelt seine Artikel und liefert Hintergründe zu dem Prozess gegen Max Zirngast, der am 11. September 2019 fortgeführt wird.

Erstmals gibt es eine systematische Einführung in diese Bewegung jenseits der „großen Männer“. Die Spontis sind den meisten heute allerhöchstens wegen ihrer Sprüche oder einiger weniger prominenter Aktivisten wie Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit bekannt. Dabei wird vergessen, welche Bedeutung sie in den Jahren nach dem Zerfall der 68er-Revolution für das folgende „rote Jahrzehnt“ hatten und wie prägend sie für das linke Milieu bis heute sind. Während sich Tausende Aktivist*innen Vorbildern wie Mao, Stalin oder der DDR zuwandten, hielten diejenigen, die später Spontis genannt werden sollten, an den Versprechen der antiautoritären Revolte fest und wurden so zu wichtigen Wegbereiter*innen für die undogmatische Linke der kommenden Jahrzehnte.





Zeichnungen: Clifford Harper

Detlef Hartmann: Krisen – Kämpfe – Kriege, Band 2 Innovative Barbarei gegen soziale Revolution/Kapitalismus und Massengewalt im 20. Jahrhundert; Assoziati-on A, Berlin/Hamburg 2019, 700 Seiten, 24 Euro, ISBN 978-3-86241-454-3



seite 10

Fabian Georgi: Managing Migration? Eine kritische Geschichte der Internationalen Organisation für Migration (IOM), Bertz + Fischer Verlag, Berlin 2019, 448 Seiten, 25 Euro, ISBN 978-3-86505-803-4

„Wüten im Fortschritt“

In einem ersten Band hatte Detlef Hartmann die Finanzkrise ab 2008 als gewollte Aktion, als Tsunami herausgearbeitet, mit dem Ziel „eine alte Welt zu zertrümmern und die kapitalistische Macht zu erneuern“ (Ankündigungstext S. 702).

Er sprach von einer unentdeckten Agenda eines epochalen kapitalistischen Angriffs, dessen Ende nicht in Sicht sei und dessen Folgen für die Mehrheit der Weltbevölkerung katastrophal seien.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit dem 20. Jahrhundert, das, beginnend mit grundlegenden Arbeiten von Taylor und Co. bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert, von einer Innovationsoffensive gekennzeichnet sein soll, die gezielt eine „schöpferische Zerstörung“ der tradierten Gesellschaftsstrukturen zum Ziel hatte und mit einer umfassenden Rationalisierung nicht nur der Produktion das Zeitalter der Massenproduktion, des Massenkonsums und der Massenkultur einleitete. Damit verbunden, und das ist die zweite wichtige These Hartmanns, war der Kampf des Kapitals bzw. einer Schicht von Progressisten gegen den Aufrührer der Unterklassen verbunden.

„Hunderte Millionen Menschen weltweit suchten in widerständischen Formen nach Einkommen, Freiheit und Glück.“ (S. 13)

Der dritte wichtige Befund ist, dass er den Krieg der Bolschewiki gegen das russische Dorf und die nomadischen Stellungen auf die gleiche Quelle wie die Innovationsoffensiven in anderen Metropolen zurückführt: „Die SU ist nicht mit dem NS gleichzusetzen, und vergleichen kann man beide nur, wenn man im Kopf behält, dass sie lediglich Ausdruck derselben barbarischen innovativen Energien waren. Energien zur Verwirklichung des tayloristisch-kapitalistischen Fortschritts auch in der SU, wie dieses Buch im Einzelnen darlegt.“ (S. 19)

Im Ergebnis wäre damit ein wichtiger Schritt von einer doch oft phänomenologisch oder ideologisch argumentierenden

Totalitarismustheorie weg hin zu einer die Barbareien nicht nur von Stalinismus und Faschismus erklärenden Ansatz getan, der die gemeinsamen Wurzeln in einem progressiv daherkommenden Akkumulationsregime zur Kolonialisierung der plebejischen und proletarischen Lebenswelten aufzeigt.

Allerdings: ist nicht bereits mit dem ersten Keimen des Kapitalismus Barbarei angelegt? Ist die Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise ohne Landraub und ohne Ethnozid bzw. Sklaverei überhaupt erklärbar, ebenfalls unterfüttert durch eine, von christlichen Theologen unterlegte rassistische Theorie der Überlegenheit gegenüber den Völkern Afrikas, Amerikas und Asiens? Sind die exterministischen Energien, mit denen die Indigenen in Süd- und Nordamerika vernichtet und – soweit sie überlebten – depriviert wurden, denn so anders als diejenigen, von denen Hartmann berichtet? Sind die Wellen der Gewalt, von denen Hartmann in seiner Darstellung über die Versuche, die bäuerlichen Gemeinschaften in China, Japan und Mexiko zu unterwerfen und zu disziplinieren, nicht eher in diese zweite Expansionswelle (nach derjenigen ab 1500) einzureihen?

Hier wird eine der größten Mängel des Buches sichtbar: Hartmann sieht in den Abwehrbewegungen der bäuerlichen oder Familienökonomien sozialrevolutionäre Prozesse.

Der von ihm angeführte Taiping-Aufstand war sicher anfangs von einem egalitär ausgerichteten Urchristentum getragen und mobilisierte Millionen gegen imperialistische und Mandschu-Fremdherrschaft. Aber die Binnenverhältnisse waren weder demokratisch noch gewaltfrei: wurde nicht ein brutiges Repressionsregime unter einem Gegenkaiser errichtet und gab es nicht in Folge dessen auch Bürgerkriege im Bürgerkrieg? Dasselbe ist für Mexiko zu sagen. Die Orientierung an gewaltsamer Machtübernahme ist kein Garant für die demokratische und freiheitliche Ausrichtung eines revolutionären Prozesses.

Zu Russland berichtet z.B. Orlando Figes, dass das russische Dorf sich auf der Grundlage moralisch-ökonomischer Prinzipien organisierte und die Idee des russischen „Mir“ russische Sozialisten als tragfähige Basis für einen eigenständigen Sozialismus erschien. Aber Figes berichtet auch von den autoritären, rigiden und reaktionären Binnenverhältnissen im russischen Dorf, der Gewalttätigkeit, mit der Abweichungen von der Norm bestraft wurden. Was soll daran sozialrevolutionär sein?

Hier liegt eine Idealisierung von widerständischen Bewegungen, die bei Hartmann zu Trägern einer sozialen Revolution gemacht werden – dies darf aber nicht immer vorausgesetzt werden: vielleicht wollten die Bäuerinnen auch einfach nur in Ruhe gelassen werden? Und nicht jeder Arbeiterwiderstand hatte die soziale Revolution im Sinne, hiervon dürften nur Minoritäten wie z.B. die IWW betroffen gewesen sein. Ein Manko ist, dass die tolstoianische Bewegung in Russland und die gewaltfrei-revolutionäre Bewegungen in Indien und anderen Ländern mit bäuerlicher Massenbasis bei Hartmann nicht auftauchen.

Für wichtig halte ich demgegenüber Hartmanns Bearbeitung in zweierlei Hinsicht: zum einen beweist er in einer Reihe von

Fallbeispielen, wie eine neue Schicht von „progressiven“ technischer und wissenschaftlicher Intelligenz Ende des 19. Jahrhunderts zur Durchsetzung ihrer Vision eines technisch und sozial progressiven kapitalistischen Regimes in Fabrik und Gesellschaft im wesentlichen alle Elemente dessen konzipieren, was wir bis Mitte des 20. Jahrhunderts in ihrer extremsten Variante als Nationalsozialismus und Stalinismus am Werk sehen. Euthanasie, Zuchtprogramme für eine homogene Masse von Arbeitslемуren, Vernichtungs- und Ausrottungsphantasien gegen alle abweichenden Menschen, die Schaffung körperlich und psychisch perfektionierter Bevölkerungen, all das finden wir nicht nur in Europa sondern auch in den Sozialtechnologien und Utopien – besser: Dystopien – in den USA. Daneben wird im Ersten Weltkrieg in allen kriegsführenden Ländern eine neue Form von Kommando über die jeweils nationalen kapitalistischen Ökonomien errichtet.

Interessanterweise werden diese Regimes auf beiden Seiten der Fronten errichtet – Hartmann spricht hier von einem „Krieg der feindlichen Brüder“ (S. 141).

Von der deutschen Kriegsökonomie verläuft ein interessanter Strang zu den theoretischen Arbeiten russischer Bolschewiki: der deutsch-russische Sozialist Parvus-Helphand gehörte in Deutschland zu einer Gruppe von Sozialdemokraten, die diese Kriegsökonomie als „Kriegssozialismus“, als Vorstufe für den Sozialismus betrachteten. Dabei war nur die ökonomische Seite gemeint: politisch herrschte mit der Diktatur Ludendorffs-Hindenburgs ein autoritäres Militärregime. Parvus-Helphand organisierte die Geldmittel, die aus deutschen Reichskassen an die Bolschewiki gezahlt wurden, über das neutrale Kopenhagen. Zu diesem Kreis gehörte u.a. auch Leonid Krassin, der später den Außenhandel der jungen Sowjetrepublik organisierte und einflussreicher Bolschewik war. Lenin selbst zeigt in seinem Aufsatz „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“ Einflüsse dieses autoritären Ansatzes. Hartmann zeigt in langen Ausführungen, dass das deutsche Vorbild einer autoritär formierten, tayloristisch organisierten Ökonomie die Vorstellungswelt der Bolschewiki beherrschte und mit brutalsten Mitteln gegen die bäuerliche Moralökonomie und die widerspenstige Arbeiterinnenklasse durchgesetzt wurde (S. 195ff).

Er spricht an einer späteren Stelle von einem „völkermörderischen Krieg gegen das Dorf“ (S. 408) und einem „Krieg gegen die Arbeiterinnen“ (S. 421). Diese Kriege, spricht: die stalinistische Terrorwelle der Jahre 1936, werden erforderlich, weil eine Krise der Arbeitsmoral und -disziplin mit einer Strategie des „Social Engineering“ beantwortet wurden: „Denunziation und Existenzangst waren bekannte Instrumente, die schon zuvor mit dem Ziel der Auflösung, ja Pulverisierung von menschlicher Gemeinschaftlichkeit und Solidarität eingesetzt worden waren. Aber noch nie mit derartiger Intensität.“ (S. 463) Es sind Instrumente, die in einen sozialen Krieg mündeten und dessen Instrumente uns im Nationalsozialismus wieder begegnen. Die Wirkungen bis in die Nachkriegszeit, bis heute, zeigt sich an einem Zitat, das Hartmann als Einleitung zum Kapitel „Die

Erneuerung deutscher Führung im Prozess innovativer Barbarei“ bringt: „Nur ein Element blieb erhalten: das Prinzip der Leistungsvolksgemeinschaft, in dem sozialer Aufstieg möglich war. Das erklärt zweierlei: Warum ein mittelgroßer Staat sechs Jahre lang Krieg gegen die halbe Welt führen konnte und wo das Unterfutter der Sozialen Marktwirtschaft herkommt. Meine Generation brauchte nur eine Entnazifizierung, und dann konnte sie zeigen, was sie konnte.“ (Hans-Ulrich Wehler in der FAZ, 23.4.2005, op.cit. S. 487)

Die weitverbreitete Vorstellung vom Bündnis des Monopolkapitals und den Nazis greift deshalb Hartmann zu Folge zu kurz: der eigentliche Kern der Epoche liegt darin, dass wir es mit einer Offensive neuer kapitalistischer Ökonomie zu tun hatten: „Wer von der Gewalt der innovativen kapitalistischen Offensive nicht reden will, soll vom NS, einem Strang seiner Verwirklichung, schweigen.“ (S. 494) Hier liegt vielleicht auch der rationale Kern der Totalitarismustheorie, die allerdings die technologisch gewaltsamen Prozesse, die eben auch in den parlamentarischen Demokratien wie den USA u.a. gegen bäuerliche und widerständige proletarische Bewegungen eingesetzt wurden, ausblendet. Hierin liegt die große Leistung

Hartmanns: die Gemeinsamkeiten für parallele Entwicklungsschübe und -richtungen der kapitalistischen Gesellschaft herausgearbeitet zu haben. Eliten im Nationalsozialismus und Stalinismus, aber nicht nur dort: „Sie alle verstanden sich als Sozialingenieure, die den politisch-gesellschaftlichen Körper wieder instand setzten und ihn vereinheitlichten und reinigten – und all diejenigen heraus schnitten, die sie für ungeeignet und wertlos hielten.“ (S. 497) Und ist die (jetzt scheinbar blockierte) Offensive des Neoliberalismus nicht strukturell ähnlich angelegt, wenn man die „Schocktherapien“ gegen Gesellschaften in Betracht zieht, die Naomi Klein untersucht hat?

Hartmanns Buch bietet insgesamt eine analytisch interessante Aufarbeitung des „Zeitalters der Extreme“, die unorthodox Zusammenhänge herstellt, die mir neu waren und die für jeden libertären Sozialisten neues Material dafür bieten, wie Kapitalismus, Staatskapitalismus und Gewalt zusammenhängen. Abgesehen von der oben kritisierten Idealisierung von Massen- und Widerstandsbewegungen zu Trägern einer sozialen Revolution, eine zum Teil erschütternde, oft überraschende und durchaus anregende Lektüre.

Thorsten Wega

Kritische Geschichte der IOM

Die Politik der 1951 als Nachfolgeorganisation des „International Refugee Committee“ (IRC) gegründeten, zwischenstaatlichen „International Organisation for Migration“ (IOM) ist höchst kontrovers – u.a. wegen der fehlenden bzw. sehr späten (ab 2016) Anbindung an die Vereinten Nationen. Die IOM hat mittlerweile 172 Mitgliedsstaaten und beschäftigt rund 11.000 Mitarbeiter*innen. Dies vermittelt einen Eindruck der Bedeutung der IOM. Der Politikwissenschaftler Fabian Georgi widmet sich der Geschichte und Politik der Organisation unter kritischer Perspektive und bemerkt: „Trotz ihrer vielfältigen Aktivitäten und Erfolge nimmt die IOM in der internationalen Migrationspolitik bis heute eine ambivalente Stellung ein.“ (S. 21) Die Leitfrage seiner, nun veröffentlichten Dissertation lautet: „Wie hat sich die IOM von ihrer Gründung 1951 bis zur Gegenwart entwickelt und verändert, insbesondere in Hinblick auf ihre institutionellen und finanziellen Strukturen, ihre Praxis und ihre Diskurse und durch welche Konflikte waren diese Entwicklungen geprägt?“ (S. 28)

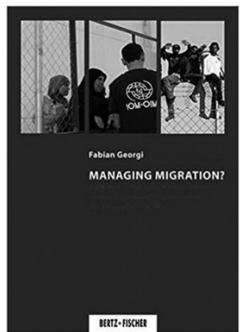
Er ergänzt diese durch eine zweite: „Wie lässt sich die wechselhafte Entwicklung der IOM aus dem historischen Kontext heraus erklären, insbesondere in Hinblick auf die Konflikte und Krisen, zu deren Regulation die IOM beizutragen versuchte, und in Hinblick auf jene Widersprüche, Kämpfe und Kräfteverhältnisse, die ihre Entwicklung vorantrieben und sich in ihr materiell verdichteten?“ (S. 29)

Jenen Leitfragen nähert er sich in sieben Kapiteln, die sich jeweils mit einer spezifischen Epoche in der Organisationsgeschichte zwischen 1945 und 2018 beschäftigen, - aus einer materialistischen und politökonomischen Perspektive. Im Anschluss daran fasst er die Ergebnisse in Bezug auf die einzelnen Zeitabschnitte zusammen – leider ohne ein Gesamtfazit zu ziehen. Dabei verweist er immer wieder auf die an dieser Institution geäußerten Kritik seitens der Zivilgesellschaft (z.B. in Form von Amnesty International, Human Right Watch) oder der linken, linksradikalen Bewegung an deren Politik. Diese Verweise werden meist nicht näher ausgeführt – und sind in Bezug auf die Leitfragen zweitrangig. Als Materialbasis greift er u.a. auf offizielle US-Depeschen zurück und führte eine Reihe von (anonymisierten) Interviews mit Mitarbeiter*innen und Ex-Praktikant*innen des IOM.

Er zeigt dabei u.a. die ideologischen Grundlagen der Organisation auf, die während des Kalten Krieges aus einem Antikommunismus gespeist wurde, thematisiert die Vormachtstellung der USA und hinterfragt kritisch die Widersprüchlichkeiten in jener Organisation, die im Management ein adäquates Instrument sieht, um Widersprüche der Migration aufzuheben.

Der in Marburg lehrende Politikwissenschaftler Fabian Georgi erhielt für diese 2016, an der FU Berlin eingereichte Dissertation 2018 zurecht den Antonio Gramsci-Preis für kritische Forschung in der Migrationsgesellschaft. Die Darstellung – dem Genre einer historischen Doktorarbeit geschuldet, z.T. sehr zähe Lektüre – lohnt sich, um einen Einblick in die Geschichte und Politik der bislang im deutschsprachigen Raum nur selten umfassend untersuchten Organisation. Er füllt mit seiner Arbeit eine eklatante Forschungslücke.

Maurice Schuhmann



Anzeige

LUISA MICHAEL

**Luisa Michael
WIR SOLLTEN UNS VERTRAUEN
Der Aufstand in gelben Westen**

Broschur, 18 S-W-Abbildungen · 240 Seiten
€ 16,00 · ISBN 978-3-96054-213-1

WIR SOLLTEN UNS
VERTRAUEN
DER AUFSTAND IN
GELBEN
WESTEN
NAUTILUS FLUGSCHRIFT

Der Aufstand der Gelbwesten ist nicht vorbei – im Gegenteil, er scheint der Anfang von etwas zu sein, dem ein libertärer Zauber innewohnt. Die «Gilets jaunes» haben die Gräben, die Frankreich zerreißen, schlagartig ausgeleuchtet. Luisa Michael hat sich ihnen mit skeptischer Neugierde angenähert, hat hingesehen und hingehört – und schließlich selber die gelbe Warnweste übergestreift. Ihr Buch schildert diesen Prozess und die Entwicklung der Gelbwestenbewegung nach dem Motto der Zapatist*innen: »Fragend gehen wir voran!«

**Freundinnen und Freunde
der klassenlosen Gesellschaft
KLASSE, KRISE, WELTCOMMUNE
Beiträge zur Selbstabschaffung
des Proletariats**

Broschur · 160 Seiten · € 16,00
ISBN 978-3-96054-206-3

Die Freundinnen und Freunde der klassenlosen Gesellschaft treiben jenseits von kurzzeitigem Aktivismus und selbstgenügsamem Seminar-marxismus seit gut fünfzehn Jahren die Kritik des jetzigen Zustands voran. Sie analysieren Aufstände, Revolten und soziale Kämpfe, reflektieren die implizite Krisenhaftigkeit des Kapitalismus und die Frage der gegenwärtigen Erscheinungsform der Klassengesellschaft.

FREUNDINNEN UND FREUNDE DER
KLASSENLOSEN
GESELLSCHAFT
KLASSE
KRISE
WELTCOMMUNE
NAUTILUS FLUGSCHRIFT

Gandhis ethische Normen

Im 150. Geburtsjahr Gandhis erscheint eine Reihe neuer Bücher, u.a. das im Verlag Graswurzelrevolution, „Gandhi. Ich selbst bin Anarchist, aber von einer anderen Art“, das im September 2019 in der Graswurzelrevolution Nr. 441 bereits per Vorabdruck vorgestellt wurde. Hier wird nun ein klassisches Werk der europäischen Gandhi-Rezeption vorgestellt. (GWR-Red.)

Norwegen war Anfang der 1950er-Jahre eines der ersten europäischen Länder, das mit dem 1947 unabhängig gewordenen Indien in eine Entwicklungszusammenarbeit trat. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des norwegischen Mathematikers und Soziologen Johan Galtung (geb. 1930), damals zugleich junger Kriegsdienstverweigerer, sowie des Philosophen Arne Næss (1912-2009) auf Gandhi gelenkt. 1955 veröffentlichten sie ein Buch auf Norwegisch über Gandhis politische Ethik, die sie aus den ihnen damals zugänglichen Schriften Gandhis herausdestillierten und als Normensystem philosophisch aufarbeiteten. In deutscher Sprache ist das norwegische Werk von 320 Seiten nie komplett veröffentlicht worden. Andreas Buro hatte 1983, zur Hochzeit der europäischen Friedensbewegung, eine deutsche Kurzversion von vier Seiten der 15 Satyagraha-Normen von Galtung/Næss veröffentlicht.

Die nun von Reiner Steinweg herausgegebene und eingeleitete Ausgabe ist noch immer keine Gesamtübersetzung, aber doch eine vollständige Übersetzung des wesentlichen Kapitels IV mit den 15 Satyagraha-Normen plus ihrer intensiven Kommentierung und Präzisierung durch Galtung/Næss, sowie zusätz-

licher Auszüge aus anderen Kapiteln des Ausgangswerkes. Da das Original in Norwegisch erschien, mussten die vielen Gandhi-Zitate für diese umfassende deutsche Erstausgabe erst wieder im englischen Original gesucht und dann im Deutschen wiedergegeben werden, wodurch die drei ÜbersetzerInnen Christine von Bülow, Christian Bartolf und Xaver Remsing zusammen mit Reiner Steinweg eine enorme Übersetzungsarbeit leisteten, für die ihnen große Anerkennung gebührt. Reiner Steinweg geht in seiner Einleitung auch auf interessante begriffliche Übersetzungsprobleme ein: So wurde der im Englischen von Gandhi benutzte Begriff „suffering“, der auf eine hinduistische geprägte Kultur zurückgeht, in der Satyagraha-Norm Nr. 10 mit „Sei hingabebereit!“ übersetzt, präzisiert im Sinne von „sich energisch für etwas einsetzen“ oder „sich stark auf etwas konzentrieren“ (S. 134), und wird so nicht mit einem passiv hingenommenen, christlichen Leidensverständnis verwechselt. Für solche wohl überlegten Übersetzungen kann man nur dankbar sein, geht es Galtung/Næss doch um eine universale Darstellung der politischen Ethiknormen Gandhis und um ihre Nutzenwendung für europäische Rezipient*innen.

Das Buch ist gleichwohl nicht ganz einfach zu lesen. Das liegt vor allem am Mathematiker Galtung, dessen tabellenartige Anordnungen ethischer Normen sich nicht immer auf den ersten Blick erschließen. Seine signaturhaften Rückverweise auf bereits besprochene Ethiknormen erschweren den Lese- und Verständnisfluss oder gehen gar in mathematische Formeln über: $P_1; N_1 - N_7 - N_{11} - N_{13}$ (S. 168ff.). Hilfreich ist, dass alle Signaturen auf der hinteren Bucheinbandklappe aufgelistet sind. Wer die Anstrengung auf sich nimmt, wird mit intelligenten und bedenkenswerten Darstellungen zu den ethischen Prinzipien Gandhis belohnt, selbst wenn man einmal einer bestimmten Norm nicht selbst folgen mag oder aber auch als Gandhi-Kenner meint, diese oder jene von den Autoren herausdestillierte Norm Gandhis anders zu sehen. Auf Seite 167 ahnen die Autoren schon selbst, dass vor allem die Norm, Kampagnenaktionen beim erfolgreichen Entstehen einer Massenbewegung nicht auszuweiten oder auch die von ihnen genannte Norm, Gandhi hätte auf Sabotage verzichtet, zu „Uneinigkeit“ führt. So bin ich der Meinung, dass Gandhi beim Salzmarsch die Aktionsbereiche ständig ausgeweitet hat und auch der Ansicht – im Gegensatz zu den Autoren (S. 156) –, dass das „Verbrennen englischer Stoffe“, die ja britischer Herstellung und importiert waren, sehr wohl Sabotage – oder besser: gewaltfreie Sachbeschädigung – war. Galtung/Næss negieren

hier auch die Symbolkraft des Feuers bei diesen Sachbeschädigungen, die ja auf die britischen Herrschenden bedrohlich wirkten und damit gleich eine Reihe zuvor aufgestellter Normen durchbrachen. So kann man sich trefflich über die herausdestillierten Normen streiten, immer aber auf anregende Weise. Seit dieser frühen Schrift der westeuropäischen Gandhi-Interpretation sind ganze Strömungen der Gandhi-Interpretation entstanden, eine nationalistische, eine westlich-pazifistische (vgl. zu beiden etwa: Beate Jahn), eine marxistisch-progandhianische (die Subaltern-Studies, Partha Chatterjee, B. Bhattacharyya) und, vor allem im englischsprachigen Raum, eine inzwischen unüberschaubar mannigfaltige Strömung der anarchistischen Gandhi-Interpretation (George Woodcock, Peter Marshall, Geoffrey Ostergaard, Ashis Nandy, Maia Ramnath), an die auch das neue Gandhi-Buch im Verlag Graswurzelrevolution anknüpft. Obwohl Galtung/Næss eher der rein westlich-pazifistischen Interpretation zuzuordnen sind, kommen die anarchistischen Aspekte Gandhis doch zum Vorschein, bis dahin, dass die Autoren am Ende selbst konstatieren müssen, dass Gandhis politische Ethik sich anstatt für die westliche Demokratie „besser für eher anarchistisch geprägte Gesellschaftsformen“ (S. 159) eigne. Ich habe gleichwohl einen methodischen Einwand: Auf Seite 47 meinen die Autoren, dass „man Gandhis Lehre anno 1910

und 1940 nicht voneinander abgrenzen müsste“. Doch, der Meinung bin ich schon: Das gleich gültige Herausdestillieren der ethischen Normen aus Gandhis Schriften aus allen Phasen seines Lebens verleiht dem Normenkatalog etwas zu Statisches, ganz so, als wäre der Gandhi zu Beginn in Südafrika 1893 derselbe wie 1948. War er nicht. Verloren geht bei Galtung/Næss ein Verständnis der Evolution der Ansichten und Normen Gandhis, die in zunehmend emanzipative Richtung zeigte. Dass Gandhi etwa in Südafrika und im Ersten Weltkrieg Rot-Kreuz-Korps im Krieg befürwortet und ja selbst geleitet hat, hat er später als Fehler selbstkritisch hinterfragt und konnte dann 1928 überzeugt behaupten: „Ich mache keinen Unterschied zwischen jenen, die Zerstörungswaffen benutzen und jenen, die Rotkreuzarbeit verrichten“ (S. 99). Für die statische Auslegung von Galtung/Næss ist das ein klassischer Normenkonflikt. Für evolutionäre oder auch dynamische Gandhi-Auslegungen, wie sie etwa B. Bhattacharyya in seinem wichtigen Buch „Evolution of the Political Philosophy of Gandhi“ präsentiert, wird auf Grund von Gandhis zunehmender Evolution und Radikalisierung die Aussage von 1928 zur gültigen ethischen Norm und die wie immer geartete Kriegsbeteiligung im Zeitraum vorher als überwunden, d.h. ethisch-normativ nicht mehr gültig angesehen.

Lou Marin



Johan Galtung, Arne Næss: Gandhis politische Ethik. Die Begründung der Satyagraha-Normen erstmals in deutscher Übersetzung, hrsg. von Reiner Steinweg, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2019, 188 S., 34 Euro, ISBN 987-3-8487-6050-3

seite 11

Schlechte Auflösungen vermeiden

In seiner „G20 – Streitschrift um die Mittel zum Zweck“ kritisiert Andreas Blechschmidt die Aufstands- oder Riot-Romantik nach den Protesten gegen den G20-Gipfel 2017 in Hamburg unter radikalen Linken. In „Gewalt. Macht. Widerstand“, so der Haupttitel seines Buches, verortet er die militanten Aktivitäten nicht nur theoretisch, sondern auch in der lokalen Widerstandsgeschichte. Der Autor Andreas Blechschmidt ist als Aktivist im autonomen Zentrum Rote Flora und Anmelder zahlreicher Demonstrationen der radikalen Linken Hamburgs stadtbekannt und exponiert. Er war Sprecher des „Welcome-To-Hell“-Bündnisses, welches für den Vorabend des G20-Gipfels eine Demo der autonomen Szene organisiert und angemeldet hatte, die schon bei der Aufstellung mit gnadenloser Brutalität von der hochgerüsteten Polizei auseinandergehauen wurde. Andreas Blechschmidt erklärte Medienvertreter*innen in der angespannten Situation vor Ort geduldig, warum dies eine massive Verletzung des Demonstrationsrechtes war. Der „schwarze Block“ an der Spitze der Demo von 12.000 Leuten hatte zuvor die Vermummung abgelegt, weil die Polizei dies mit der Demoleitung vereinbart hatte. Es nützte nichts. Nur der Standhaftigkeit der Demospitze, die sich von Hundertschaften in Kampfmontur zusammenschlagen ließ, ist es zu verdanken, dass die meisten Teilnehmenden weglaufen konnten, ohne an der Flutschutzmauer zum Fluss Elbe hin eingequetscht zu werden. Blechschmidt schildert im Kapitel „Polizeistaatsgewalt – die

Welcome-To-Hell-Demonstration“ kenntnisreich, wie es dazu kam. Am nächsten Morgen zogen drei kleine Spontandemos durch Einkaufstraßen im noblen Othmarschen, in Eimsbüttel und über die Elbchaussee. Am Rande wurden zahlreiche Schau-fensterscheiben eingeworfen. Nur am Rande der dritten Demo auf der Elbchaussee wurden 19 Autos in Brand gesetzt, Feuer in einem Maklerbüro in einem Wohnhaus gelegt – und offensichtlich eine Scheibe von einem Linienbus eingeworfen. Der Autor hinterfragt differenziert die militanten Aktionen, hierzu schreibt er etwa: „Aber offensichtlich kam es dann doch zu einem einzelnen Wurf, der eine Scheibe des Busses zerstörte. Diese unbedachte Aktion zeigt, dass die Bestimmung und Praxis militanter Aktionsformen keinen Fehler verzeiht, denn damit wurde der Denunziation der Proteste unfreiwillig Stoff gegeben.“ Obwohl die allein auf Eskalation, Unterdrückung und Stärke setzende Polizeiführung über 31.000 Einsatzkräfte und 40 Wasserwerfer unter ihrem Kommando hatte, forderte sie wegen der Demo auf der Elbchaussee auch noch die bundesweite Polizeireserve an. Blechschmidt analysiert in zwei Kapiteln die Strategie der Polizeiführung faktenreich als „Chronik einer angekündigten Eskalation“. Statt Dialog gab es in den fünf Tagen davor bestenfalls Ansagen, wenn nicht gleich Pfefferspray, Tonfas und Wasserwerfer. Am folgenden Abend konzentrierte sich die Polizei auf die Abschottung des Festaktes für die G20-Gipfel-Teilnehmenden

in der Elbphilharmonie. Im Schanzenviertel kam es zu einer „dreistündigen polizeifreien Zone“, wie Andreas Blechschmidt es nennt: Süddeutsche Polizeieinheiten gingen nicht in das Viertel hinein: Sie waren irritiert, weil die Menschen dort auf der Straße nicht – wie sie es gewohnt sind – vor ihnen weg liefen, sondern stehen blieben und sich teilweise wehrten. In zwei detaillierten Kapiteln analysiert Andreas Blechschmidt die Ereignisse am Freitag, den 7. Juli, tagsüber und in der Nacht. Er verliert sich dabei nicht in einer langatmigen Chronik, sondern gibt einen guten, kompakten Überblick, den er mit wenigen aussagekräftigen Details unterfüttert. In einigen Fußnoten werden knapp wichtige Hintergrundinformationen erwähnt. Mit dem Wissen um die Auseinandersetzungen im Schanzenviertel seit der Besetzung der Roten Flora 1989 kritisiert Blechschmidt, dass die Militanz in der polizeifreien Zone alles andere als herrschaftsfrei war und es keinen gewaltfreien Umgang untereinander gab: Die hohen Feuer der Barrikaden drohten auf Wohnhäuser überzugreifen, Anwohnende, die löschen, wurden zum Teil angegriffen. Blechschmidt beschreibt dies als „für die zu Statist*innen degradierten Bewohner*innen des Stadtteils“ Erfahrung einer „doppelten Ausgrenzung“. „So wie in den Tagen unmittelbar vor dem Gipfel die sich als Besatzermacht gerierenden Polizeihundertschaften die Interessen der dort lebenden Menschen nicht interessiert haben, so wenig haben solche Interessenlagen für die Riots der militanten Linken einen Belang.

Und das in einem Quartier, in dem die Bewohner*innen im Vorfeld mehrheitlich mit der Haltung der radikalen Linken übereinstimmten, dass niemand diesen Gipfel haben will und es keinerlei Sympathie für diesen Event gab.“ Durch die Gemengelage einer Militanz verschiedenster Akteur*innen, nicht nur aktiver Linker, wurde die Gewaltförmigkeit kapitalistischer, in der Männerdominanz auch ungebrochen patriarchaler Verhältnisse eher reproduziert als durchbrochen: „Der ironisch-abfällige Hinweis des Autor*innen Kollektivs Komitee 17, dass es im Schanzenviertel Linke gäbe, die die Riots ‚sogar an der Verträglichkeit für Kinder messen wollen‘, entspricht der Herablassung gegenüber der Bevölkerung“, so Andreas Blechschmidt. Im zweiten Teil des Buches entwickelt der Autor einen theoretischen Brückenschlag „Von der Gewaltfrage ... zur Machtfrage“. Sein Militanzbegriff ist dabei aus der klassischen autonomen Bewegung heraus entwickelt, aber mit einem klaren Vorbehalt gegenüber Gewalt gegen Menschen. Wobei sich Andreas Blechschmidt hier nicht festlegt. Aus Sicht einer radikal linken Gewaltfreiheit fehlt dem Buch leider eine Bezugnahme auf die fundierte Kritik, die ausführlich in der Graswurzelrevolution Nr. 421 vom September 2017 dargelegt wurde. Aber die Streitschrift von Andreas Blechschmidt ist ein Angebot zur Diskussion um linke, antistaatliche Radikalität im Deutschland der Gegenwart, ein guter Anknüpfungspunkt für eine Debatte auf Augenhöhe um Militanz, die auch selbstkri-

tisch ist und ohne Mackerattitüde auskommt. Nötig wäre, so Blechschmidt, ein Eingeständnis der eigenen Schwäche, ohne deshalb aufzugeben: „Es stellt sich daher die Frage, ob nicht die authentischste revolutionäre Haltung darin besteht, durch eine souveräne Abschätzung der Ohnmacht und der Verstricktheit in das neoliberale Regime sich vom Hintergrund der gegenwärtigen Verblendung zu lösen. Das Eingeständnis einer solchen Ohnmacht bedeutet nicht, den Verhältnissen handlungsunfähig ausgeliefert zu sein. Sie wäre in ihrer politischen Artikulation ‚souverän‘, weil sich damit ein Bewusstsein über die aktuellen Kräfteverhältnisse ausdrücken würde.“ Der Autor argumentiert mit Hannah Ahrendt dafür, dass sich eine Revolution nicht durch Gewalt erzwingen lässt, Geschichte unberechenbar ist. Es komme darauf an, vorbereitet zu sein, damit eine Rebellion sich nicht schlecht auflöst, sondern sich in eine emanzipatorische Perspektive entwickelt. Blechschmidt bewertet zwar gut begründet den G20-Protest insgesamt als „bedeutende und ermutigende Erfahrung“, aber die Riots hätten nichts vorangebracht. Er endet mit einem Zitat des von ihm sehr geschätzten Jean Améry: „revolutionäre Gewaltausübung ist das schwierigste und riskanteste Unternehmen“. Aber sie kann sowohl als Katastrophe als auch als glückliche Ankunft enden. Und Brandstiftungen in bewohnten Häusern gehen für Andreas Blechschmidt eindeutig in Richtung Katastrophe. Auch wenn das Riot-Romantiker*innen bagatellisieren.

Gaston Kirsche



Andreas Blechschmidt. Foto: privat

Andreas Blechschmidt: „Gewalt. Macht. Widerstand.“ G20 – Streitschrift um die Mittel zum Zweck, rat - reihe antifaschistische texte, Band 31. Unrast, Münster 2019, 160 Seiten, 12,80 Euro, ISBN 978-3-89771-829-6



Gunnar Schedel
Alibri-Verleger



**„Ich unterstütze die
Graswurzelrevolution,
weil sie an der Möglichkeit
festhält, eine Utopie im
Diesseits umzusetzen, und
zugleich ein Forum bietet,
darüber zu diskutieren, wie es
denn gehen könnte.“**

Foto: Bernd Drücke

Die Graswurzelrevolution erscheint seit 1972. Diese Monatszeitung für eine gewaltfreie, herrschaftslose Gesellschaft ist basisdemokratisch organisiert. Sie wird durch Abos und Spenden finanziert. Herzlichen Dank für die solidarische Unterstützung unserer Arbeit! Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte an: Förderverein für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V., Postbank Karlsruhe, IBAN: DE66 6601 0075 0031 7617 59, BIC: PBNKDEFFXXX.
Spenden auf das Konto des Vereins für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V. sind steuerlich absetzbar. Bitte schreibt auf den Überweisungsträger deutlich Eure Anschrift, da Spenden über 200 Euro extra von und für das Finanzamt bescheinigt werden müssen. Bei Spenden unter 200 Euro reicht die Buchungsbestätigung des Kreditinstitutes, wenn unter Verwendungszweck „Spende StNr 2.2 VerZnr. 615 FA HD“ angegeben wurde. Ihr könnt uns für die Spendenbescheinigung aber auch Eure Adresse mitteilen (Höhe und Datum der Zahlung bitte nicht vergessen). Zuwendungsbescheinigungen werden automatisch zu Anfang des Jahres verschickt.

seite **12**

Rainer Schmid, Thoms Nauerth, Matthias-W. Engelke und Peter Bürger (Hg.): **Im Sold der Schlächter – Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg**, Norderstedt 2019, 436 Seiten, 14,99 Euro; ISBN: 978-3-7481-0172-7

Rainer Schmid, Thomas Nauerth, Matthias-W. Engelke und Peter Bürger (Hg.): **Die Seelen rüsten – Zur Kritik der staatskirchlichen Militärseelsorge**, Norderstedt 2019, 452 Seiten, ISBN 978-3-7494-6804-1

Militärseelsorge abschaffen!

Die Abschaffung der Militärseelsorge sollte die logische Schlussfolgerung nach der Lektüre dieser Bücher sein. Druckfrisch gibt es zwei Sammelbände mit aktuellen und historischen Texten zum Thema Militärseelsorge.

Die Herausgeber Rainer Schmid, Thomas Nauerth, Matthias-W. Engelke und Peter Bürger mit theologischem Hintergrund sind in der evangelischen Kirche und in der katholischen Kirche zu verorten und die Bücher sind in Kooperation mit dem Ökumenischen Institut für Friedenstheologie entstanden.

Auch die Mehrzahl der Autor*innen haben eine theologisch-akademische Motivation am Thema Militärseelsorge. Politisch aktiv sind manche Autoren im Internationalen Versöhnungsbund (IFOR, deutscher Zweig), der DFG-VK und der IDK. Eine antimilitaristische und weltlich-humanistische Sichtweise auf das Thema ist den Beiträgen von Franz Nadler (DFG-VK, Connection e.V.) und mir (IDK) und in zwei weiteren Beiträgen im Buch „die Seelen rüsten“ zu finden. Beide

Beiträge erschienen zuerst in der IDK-Schriftenreihe „Texte zur Gewaltfreiheit“ (2013). Auch andere Texte sind älteren Datums, aber weiterhin aktuell. Den Herausgebern geht es um eine „durchgreifende neue Einstellung zum staats- und militärkirchlichen Komplex“. Die Beiträge liefern bekannte und auch neue Erkenntnisse dazu.

Beide Bücher geben notwendige Information und leisten Aufklärung. Es werden daneben auch Angebote für das Handeln gegeben: Hinweise zur Kriegsdienstverweigerung, zur Trennung von Staat und Kirche oder zur Ökumenischen Initiative zur Abschaffung bzw. Reform der Militärseelsorge etc.

Viele Mitbürger*innen tun sich schwer überhaupt an eine Abschaffung der Militärseelsorge zu denken. Mit beiden Büchern kann eine neue Einstellung zum staats- und militärkirchlichen Komplex entstehen, aus der dann letztlich Handeln folgen kann und sollte. Wir können vier Bereiche und politische Zielgruppen zum Thema Militärseelsorge erkennen: Da sind erstens die Kirchen selbst, die sich mit ihren

Institutionen eingerichtet haben. Ab 1955 erfolgte mit der Gründung der Bundeswehr der erneute Aufbau der Militärseelsorge und zwar mit den Geistlichen, die bereits der Wehrmacht ihre kriegstheologischen Dienste zur Verfügung gestellt hatten.

Beeindruckend wird das im Buch „Im Sold der Schlächter“ dokumentiert. Die Kirchen leisteten ab 1939 dem Staatswesen Kriegsbeihilfe und waren wieder beim Aufbau der Bundeswehr mit ihren autoritären und zum Teil faschistoiden Anschauungen dabei. Mit Otto Dibelius (1880-1967) trat 1966 der letzte große Kirchenfürst nationalprotestantischer Prägung vom Bischofsamt zurück.

Auch die katholische Kirche wollte nichts mit Kriegsdienstverweigerern zu tun haben. Im militärkirchlichen Komplex geht es nicht zuletzt um viel Geld und um Privilegien des Spitzenpersonals der Kirchenleitungen, welches staatlich vereidet ist und hohe Gehälter in Empfang nimmt.

Da sind zweitens die vielen Christ*innen, die Mehrheit in den Kirchen, die sich mit gut ge-

meinter Absicht um die Seelen der Menschen sorgen – auch um die Soldatenseelen im Militär. Aus dieser Überzeugung haben sie mit der Militärseelsorge kein kritisches Bewusstsein und stützen die Politik ihrer jeweiligen Kirchen.

Da sind drittens die politischen Akteure in den Parteien im Bundestag mit Ausnahme der Partei Die Linke, die kein Interesse an einer Abschaffung der Militärseelsorge haben. Die politische Mehrheit im Lande wird getragen von den Mitgliedern und Wähler*innen. Militärseelsorge ist politisch-juristisch gewollt und vertraglich festgeschrieben, eigentlich kein Thema und wirkt zudem auch noch als Baldrian zur Beruhigung der Truppe.

Wenn wir bedenken, dass seit 100 Jahren nichts geschehen ist in Bezug auf den Verfassungsauftrag von 1919, der in der BRD fortgeschrieben wurde, die Staatsleistungen an die Kirchen zu beenden, dann kann man vielleicht nachvollziehen, dass in diesem Verständnis auch die staatskirchliche Militärseelsorge kein Problemthema ist. Auf diesem politischen Hinter-

grund tauchen viertens nun seit ein paar Jahren die staatstragenden weltlichen Humanist*innen auf, die sich eigentlich aus ihrem Selbstverständnis heraus für die Trennung von Staat und Kirche einsetzen müssten, und fordern Teilhabe am System der Privilegien und der Finanzmittel aus dem Staatsetat der Militärseelsorge. Der Humanistische Verband Deutschlands (HVD) will sich auch sorgen um die humanistischen Seelen im Militär und nennt das „humanistische Soldatenberatung“.

Die Kriegsassistenz durch religiöse Geistliche und weltliche Berater*innen findet aktuell eine breite Akzeptanz in den Kirchen und in den politischen Parteien. Umso mehr sind die beiden Bücher zur Kritik der Militärseelsorge wichtig und lesenswert.

Die unterschiedlichen Beiträge geben Argumentationshilfen für alle, die gegen die Militärseelsorge wichtig und lesenswert. Friedenspolitisch, friedensethisch und friedentheologisch ist die Beendigung der Militärseelsorge notwendig und überfällig.

Wolfram Beyer

Ich abonniere die **graswurzel**revolution

- GWR-Abo* 10 Ausgaben für 38 €
- GWR-Auslandsabo* 10 Ausgaben für 48 €
- GWR-Förderabo* 10 Ausgaben für 60 €
- GWR-Schnupperabo** 3 Ausgaben, 5 € (Inland)
- GWR-Schnupperabo** 3 Ausgaben, 8 € (Ausland)
- Geschenkaboo*** (10 Ausgaben für 38 €) an:



Name, Vorname:

Straße, Nr.:

PLZ, Ort

E-Mail oder Tel. (für evtl. Rückfragen)

* Abos verlängern sich automatisch. Sie können jederzeit gekündigt werden.
** Ein Schnupperabo verlängert sich ohne Kündigung zum Jahresabo. Kündigung jederzeit möglich. Bitte Vorkasse.
*** Geschenkabos verlängern sich nicht automatisch.

Zum Jahresabo hätte ich gerne eine Abo-Prämie: ein Buch, und zwar:

- B. Drücke, L. Kerkeling, M. Baxmeyer (Hg.): Abel Paz und die Spanische Revolution (Edition AV)
- oder - leider nur bei Inlandsabos - ein 250g-Päckchen fair gehandelten Aroma-Zapatista-Öko-Kaffee Estrella Negra (gemahlen)
- Ich möchte als Wiederverkäufer/in die GWR verbreiten und bestelle ab der nächsten Nummer Exemplare. Rabatte: ab 2 Exemplaren: 20%; ab 5 Ex.: 30%; ab 15 Ex.: 35%; ab 30 Ex.: 50%; Buchhandel: generell 30%. Zahlungen nach Erhalt der Rechnung oder per Lastschrift. Rückgabe unverkaufter Exemplare möglich.
- Bitte schickt ein kostenloses GWR-Probeexemplar an:

- Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
 - Ich lege Scheck/Briefmarken/Bargeld bei.
 - Ich erteile euch hiermit das Mandat, die Rechnung per Lastschrift einzuziehen.
- IBAN: BIC:

Die Mandatserteilung wird sofort ungültig, wenn ich sie schriftlich widerrufe. Diese Bestellung kann zehn Tage lang rückgängig gemacht werden.

Datum, Unterschrift:

Ausschneiden oder kopieren, faxen oder schicken an: GWR Abo & Vertrieb, Vaubanallee 2, D-79100 Freiburg. Tel.: 0761/2160940-7, Fax: -79, abo@graswurzel.net. Online: www.graswurzel.net